

Nr. 759—765

JUNI 1927

XXIX. JAHR

---

---

# DIE FACKEL

HERAUSGEBER

# KARL KRAUS

INHALT:

Promesse

Glossen

Antwort Beethovens auf den Versuch, den Fremdenverkehr  
durch seinen hundertsten Todestag zu heben

Wildwest und Wien / Notizen

Mein Vorurteil gegen Piscator

Zur Sprachlehre / Ein Organ der Intelligenz

Aus dem Tagebuch der Brüder Goncourt

Glossen

Ein Plakat, das seine Wirkung vor dem Erscheinen getan hat

**NACHDRUCK VERBOTEN**

Preis dieses Heftes:

**Kč 17.50**

VERLAG 'DIE FACKEL', WIEN

III., Hintere Zollamtsstraße 3 :: Telephon Nr. 92255

---

---

ERSCHEINT VIERTELJÄHRLICH MINDESTENS EINMAL

(Unverkäuflicher Anzeigenraum)

# Die letzten Tage der Menschheit

Tragödie in fünf Akten  
mit Vorspiel und Epilog

Mit neu eingerichtetem Personenverzeichnis

(17. bis 23. Tausend)

Broschiert K $\check{c}$  55.—, Leinen K $\check{c}$  70.—

DEMNÄCHST ERSCHEINT:

## KARL KRAUS EPIGRAMME

Broschiert K $\check{c}$  18.—, Leinen K $\check{c}$  27.—

# DIE FACKEL

Nr. 759—765

MAI 1927

XXIX. JAHR

## Promesse

Die Verarbeitung der Tageseindrücke zu dem von ihren Erzeugern und sonstigen Dummköpfen dauernd mißverstandenen Glossenwerk der Fackel erfolgt nach keinem Plan, der auf »Aktualität« gerichtet wäre. So dürfte von den Stofflesern, die der Teufel endlich aus dem Leserkreis der Fackel holen möge, gerade diesmal thematisch allerlei vermißt werden, was die phantastischen Möglichkeiten dieses Balkanstaates jüngst an Schmutz und Lüge, so zwischen Ahrer und Bekessy und aus dem tätigen Vulkan der politischen Schamlosigkeit, auftauchen ließen. Da ich mein persönliches Interesse an dem Ereignis, zu dem hier das moralisch Unzulängliche erwächst, vielfach mit dem Mittel einer strafrechtlichen Remedur verknüpfe, so bewirken auch gesetzliche Hindernisse den Aufschub von Bereinigungen, die schon durch die Überfülle der Anlässe zu kurz kommen müßten. So kunstvoll der Bau dieser Mißwelt erscheinen mag, den ein Heft der Fackel darstellt: so zufallsmäßig, dem ersten Blick und Griff überlassen, erfolgt die Herstellung seiner Teile. Wollte ich all das, was mir am Herzen liegt, jeweils in den Zusammenhang retten, der sich doch wie ein Wunder immer wieder ergibt, er würde nicht in Erscheinung, treten, bevor er ein Heft von fünfhundert Seiten umfaßte. So bleibt nichts übrig, als daß die Leser: solche, für die, und solche, gegen die es geschrieben ist, so viel Geduld haben wie der Autor, auf die Gefahr hin, daß sie länger dauere als der Anreiz, den ihm der Stoff gewährt. Irgendeinmal kommt er irgendwie doch zum Vorschein, und was immer da abfalle, dem Bild der Region, der er entstammt, bleibe ich ja doch nichts schuldig. Denn mag es auch Zeiten geben, wo ein Geheimnis der Sprache stark genug ist, mir im Lärm der Sprecher Schweigen aufzuerlegen — zu verdienten Gunsten einer Sache, der in der Sachwelt viel reiner Menschenglaube verbunden bleibt —; mag es geschehen, daß mir das Problem des Reims beträchtlicher dünkt als das der Kandidatur des Herrn Eldersch: so kommt doch wieder der Moment, wo mich kein Strahl des schöpferischen Geistes stärker zu blenden vermöchte als die unwidersprochene Nachricht, daß jener eine Wahlrede mit den Worten geschlossen habe: »Wir Sozialdemokraten sind die wahren Nachfolger Christi. In der Schrift steht: eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in das Himmelreich. Die Vertreter der Einheitsliste sind die Vertreter der Reichen, wir Sozialdemokraten sind die Vertreter der Armen.« Und dies unter dem Jubel vieler, die durch kein Nadelöhr gehen, und hinter dem Rücken eines, der sich bisher fürs Himmelreich keines Hindernisses von Herrn Eldersch versehen konnte. Die große Entscheidung, ob die Pfründner des Fortschritts, denen ich ein völlig wirkungsloses »Weg damit!« zugerufen habe, und die des Rückschritts — welche den legitimeren Anblick des Grausens bieten — wieder ihrer Pfründen und aller damit verknüpften Gelegenheiten teilhaft werden sollen, ist vorüber und der Trost, daß kein teures Haupt fehlt, bildet die Entschädigung eines Volkswillens, der die Stimme hat, um sie abzugeben, und dem

eine machverteilende Wahllist verwehrt hat, das Nichtgewünschte zu durchstreichen. Welcher Parteinahme bin ich verdächtig, wenn ich dort, wo Reinheit Bedingung ist und nicht Vorzug, den Schmutzfleck mehr hasse als den Schmutz der Welt, der er doch zugehört und die ihn auf die Gegenwelt abfärben ließ? Meiner Wahlpflicht gegen die bürgerlich—sozialdemokratische Einheitsfront habe ich durch Enthaltung genügt, und die Parteinahme für mich, der da Partei nimmt für die Menschheit und gegen die Macht, an die er sie verraten sieht, ja das letzte Echo meiner Rede schlage ich in den Wind — den mir keine Lüge, die vom Ideal frißt, keine Mittelmäßigkeit, die den Zweck verzehrt, jemals vormachen wird! Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Bürger; und ihr gemeinsames Streben im Widerstreit der Interessen hat gesiegt. Mitbürger Bekessys, auch wenn sie's nicht mehr sein wollen und es nicht wahr haben wollen, daß sie sind, was ich sie genannt habe: »Zuständige eines Landes, das keinen Richter brauchen wird, weil sich alles von selbst prostituiert«. Kostgänger einer Preßfreiheit, die die Feigheit immunisiert, die namenlose Lüge zur Einrichtung macht und die Haltung von Freigelassenen vorsieht, welche die Wahrheit für ihren Verzicht auf Erfolg als »Eitelkeit« besudeln. Was immer ich versäume, weil mir im Anblick jedes Lumpen die Lumperei neu erfunden erscheint und zu jedem Dummkopf etwas einfällt — ich komme nach! Nicht gelingen wird es, meinen Abscheu vor aufgeschwungener Minderwertigkeit durch die Verknüpfung mit einer bürgerlichen Region zu kompromittieren, deren beglaubigter Todfeind ich war, bevor jene lesen und nicht schreiben gelernt haben. Wem, der sie zu fordern nicht berechtigt ist, wäre ich je Rechenschaft schuldig geblieben? Wir wollen es, in einer Welt, der ich die Konsequenz meiner Widersprüche biete, auf die Entscheidung ankommen lassen, wer das Urbild des Menschentums treuer bewahrt hat, ein »Affe der Gerechtigkeit« oder die Praktiker der relativen Moral, Pharisäer, die den Glauben selbst als Abfall ächten, Tyrannen der Gemeinschaft, Pensionäre des Ideals, in deren Händen kein rechtes Gut gedeiht! Wie, ich sollte, weil ich den neuen Zweck bekenne, ihn denen glauben, die ihn täglich durch die Mittel entheiligen, wodurch von altersher Macht erlangt und behauptet ward? Nein, die Glieder einer Hierarchie der Freiheit: die schwerer Würden Vollen und die Leibwächter, die dahinter sind — sie entgehen dem Schicksal nicht, an jeder Tat und an jedem Ton in Übereinstimmung gebracht zu werden mit dem Abbild einer Bürgerwelt, das ich in Jahrzehnten gezeichnet habe zum Entzücken und zur Nahrung eines scheinrevolutionären Geistes, zur Nachbildung durch alle Freibeuter, und als das eigentliche Vorbild ihrer angelangten Bürgerlichkeit. Die »Verjagung der alten Gespenster«, dieser wahren Revenants, beginnt von neuem, und würden mit ihnen tausend Stoffleser verjagt — der Ruf »Bekessy ante portas!« schreckt mich nur auf, den Erschreckten zu helfen, damit sie mir zum Schluß den Sieg davontragen. Was ich erlebt habe in dieser Kluft zwischen Ansehn und Erbärmlichkeit, in diesem Schlammgrund, dessen Ausdünstung alle Hygiene wettmacht, in diesem Abenteuer, da ich einen ganzen Staat mit seinen sämtlichen Ohnmachthabern den Klauen der Erpressung entriß — das auszudrücken könnte keine Rücksicht, keine Vorsicht je verhüten, höchstens die Laune einer Betrachtung vertagen, der manchmal doch ein Konjunktiv wichtiger scheint als ein Kujon. Nein, den Inhalt einer allbürgerlichen Würde, die Beethoven gefeiert hat mit der Ahrerfurcht im Herzen, hoffe ich noch hundertfältig zur Gestalt zu bringen; und in die späteren Lesebücher den Ruhm einer Stadt, die ein Bollwerk des Ostens war gegen die drohende Gefahr der Kultur.

---

# Glossen

## DIE BEETHOVEN—ZENTENARFEIER

Eldersch — — Schober — — Treßler — — Decsey — — Der Bundespräsident sagte: » — — Der Mann, der vor hundert Jahren aus dem Leben geschieden ist, war zwar nicht hier geboren, lebte aber seit seinem 23. Jahre durch ein volles Menschenalter *in Wien und Umgebung* ... Die Römer hatten das Sprichwort, daß der Dichter geboren werde, während man die Fähigkeit, zu reden, durch Übung erlangen könne.

(Ich halte den Bundespräsidenten eher für einen Dichter.)

Was von *dem Dichter im allgemeinen* gilt, gilt sicher auch von dem Tondichter. *Immerhin bleibt ein gewisser Einfluß der Umwelt.* Wer die Abhänge des Kahlenberges oder überhaupt des Wienerwaldes kennt, die sich Beethoven für seine einsamen Wanderungen auswählte, weiß, daß ihnen etwas eigen ist, was *wir Deutsche* mit dem Worte *Stimmung* auszudrücken pflegen. *Ich bin überzeugt, daß sich diese Stimmung der Landschaft auch Beethoven mitgeteilt hat.* — — « — — »Seid umschlungen, Millionen!« — — Bundesminister für Unterricht Schmitz sagte: » — — Ein schweres Schicksal hat *meinem Vaterlande* tiefe Wunden geschlagen und alten Reichtum genommen. Materielles Gut haben wir verloren, *die Güter des Geistes aber bewahrt.* — — « Bürgermeister Seitz: »Wir Wiener grüßen *die Pilger* an heiliger Stätte, *ihre große Zahl erfüllt* uns mit stolzer Freude. *Ist sie uns doch* ein Zeichen, daß man uns zubilligt, nicht unwürdige Wahrer des großen Erbes zu sein. Das Wien des neunzehnten und des zwanzigsten Jahrhunderts ist *nicht nur die Stadt der Lieder* oder *nur des leichten Liedes, die Stadt Schuberts und Mozarts, die Stadt Johann Strauß',* es ist auch die Stadt Gustav Mahlers, es ist die Stadt Beethovens. — — « Amerikanischer Gesandter Dr. Washburn: »Das Sprichwort aus Shakespeares Hamlet lautet: 'Brevity is the soul of wit' — 'Kürze ist des Witzes Seele'. *Witzig will ich bei dieser Gelegenheit nicht sein, aber jedwede Erwägung gebietet mir, mich in Kürze zu fassen.* — — »Seid umschlungen, Millionen!« — —

---

## WIEN

### *Die heutige Festvorstellung von »Fidelio«*

in der Staatsoper wird *eine fröhliche Nachfeier* in der Café—Sacher—Bar und in der Mignon—Bar (Die Suponitzkaja spielt!) finden, da *einige der prominenten ausländischen Festgäste* Tische in beiden Bars bestellt haben, um nach den hohen Kunstgenüssen in der Oper auch *ein Bild echt Wiener vornehmer Geselligkeit im Rahmen der erwähnten führenden Vergnügungsstätten* zu gewinnen. Die *Leitung* der Café—Sacher—Bar und der Mignon—Bar haben aus diesem Anlaß für festliche Ausschmückung der Säle — *im Zeichen der Frühlingsblume* — gesorgt und *originelle Attrappen für die Damen bestimmt.* Sowohl die Florida—Kapelle in der

großen Sacher—Bar als auch die rasch populär gewordene russische Stimmungszauberin, die *temperamentvolle Wolgafee*, werden *alle Register* ihres abwechslungsreichen und originellen Programms *aufziehen*, um einen besonders amüsanten Abend zu schaffen. Keine Erhöhung der Konsumationspreise — freier Eintritt.

+

---

### DENN ER WAR UNSER

wiewohl ich nach all dem, nach der Sensation des abgehackten Beines, die dem Wiener Gemüt doch weit näher gegangen ist, und trotz dem in tausend Kramladen und Preßbutiken ausgestellten Antlitz Beethovens mich nicht zu täuschen glaube, wenn ich die Züge unserer Kultur eher in diesem erkenne:



---

### DER VERLORENE SOHN

Die Frage, ob ein so flüchtiger Aufenthalt die große Reise von Kuba nach Wien und retour gelohnt hat, wird außer Herrn Ahrer niemand beantworten können, höchstens noch die ihm Nahestehenden, nämlich die greisen Eltern, die er besuchen wollte. Die etwas brüsk ausgesprochene Vermutung seiner politischen Gegner, daß »diejenigen, die Ursache hatten, Ahrers Reden zu fürchten, sich sein Schweigen erkauft haben«, verliert nichts an Bitterkeit durch die Version, daß es manche umsonst bekommen haben; aber wie dem immer sei, so gibt es doch in Österreich über allem, was die Parteien trennt, etwas wie ein einigendes Bewußtsein, welches in der Beethoven— und Ahrerwoche als das Bekenntnis »Alle Menschen werden Brüder« im Hinblick auf die umschlungenen Millionen in Erscheinung trat. Ehe das beseeligende Gefühl zum Durchbruch kam, daß die Wolke verschwunden war, die den festlichen Horizont getrübt hatte, waren es bange Stunden, in welchen Herr Ahrer Gelegenheit hatte, sich bei den Interviewern über die in Österreich herrschende Korruption zu beklagen und über Zustände, bei deren Schilderung zum Beispiel der Wiener Korrespondent einer kubanischen Zeitung genötigt gewesen sei, sich »die Nase mit Watte zu verstopfen«. Ein Hinweis auf die Wahrscheinlichkeit, daß ein kubanischer Finanzminister, der aus Wien für einen Tag nach Kuba heimgekehrt wäre, Schwierigkeiten vor der Rückreise gehabt hätte, war in dem Interview nicht enthalten. Dagegen die Ankündigung des Vorhabens, sich gelegentlich über die Postsparkassensache »und

noch anderes vor der breitesten Öffentlichkeit auszusprechen«. Daran knüpfte sich die letzte der »fünf Fragen«, die statt des Untersuchungsrichters das Neue Wiener Journal, welches für Flüchtlinge ein Faible hat, an Bekessys Hausfreund stellte: »Und was sind Ihre nächsten Pläne, Herr Minister?«

Minister a. D. Dr. Ahrer: *Weiter reisen*, wenn ich meine Eltern gesehen habe, und nach wenigen Tagen Erholung bei Verwandten in Italien *weiter arbeiten*. *Time is money*.

Diese Antwort steht in diametralem Gegensatz zu der von verlässlicher Seite aus Newyork stammenden Meldung, daß Herr Ahrer der englischen Sprache nicht mächtig sei. Sie straft aber auch die Ausstreuungen seiner politischen Gegner Lügen. Denn wie viel time hat Herr Ahrer schon in Österreich zugebracht!

---

## DER EHREN—POKAL DER »STUNDE« UND DER »BÜHNE« FÜR DAS ABFAHRTSRENNEN

anlässlich unseres Oster—Skikurses in Arosa.

Ah so.

---

## SPANNUNG UND ENTÄUSCHUNG

Die Nutznießer der menschlichen Dummheit

### *Berühmte Betrüger im XIX. Jahrhundert*

— — Um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts wirkten die beiden berühmtesten Abenteurer aller Zeiten, *Cagliostro* und *Casanova*. Sie fanden gelehrige Schüler, die bestrebt waren, in die Fußstapfen ihrer großen Meister zu treten und deren Wahlspruch, *die Dummheit der Menschen zu Gold zu machen*, zu verwirklichen.

Unsere Artikelserie, mit deren Veröffentlichung wir in der morgigen Nummer der »Stunde« beginnen, erzählt nun die Tätigkeit der *Nachfolger* der beiden großen italienischen Meister auf dem Gebiet der Hochstapelei.

Schade, daß die Artikelserie vor dem 20. Jahrhundert, wo es am spannendsten würde, abgebrochen wird.

---

## KLEINE ZÜGE SCHLICHTER GRÖSSE HÜBEN UND DRÜBEN

*Zuerst will ich wählen, dann zur Operation!*

Im Reumann—Hof mußte gestern vormittags ein Parteigenosse schleunigst zu einer Blinddarmoperation ins Spital gebracht werden. Als er ins Auto getragen wurde, bestand er darauf, zuerst ins Wahllokal zu fahren und dann ins Spital zur Operati-

Auf dem Pavillon 15 ereignete sich folgende rührende Szene, die so recht bezeichnend für die Stimmung unter den Insassen des Heimes ist. Ein altes, krankes Mutterl, das sich ihren auf »Einheitsliste« lautenden Stimmzettel nicht entreißen ließ und so wählen konnte, wie sie wollte,

on. Um den Kranken nicht noch mehr aufzuregen, willfahrte man seinem Drängen, er wählte für die Partei und dann ließ er sich zur Operation führen.

sagte zu der christlichen Vertrauensfrau, die sich um sie bemühte, mit einem glücklichen Lächeln:  
»Jetzt habe ich christlich gewählt, jetzt kann ich ruhig sterben ... «

### JE NACHDEM

*Die Kranken und Invaliden werden getragen.*

In Lainz und Speising leisteten die Straßenbahner hingebungs-volle Wahlarbeit. Obwohl sie die ganze Nacht Plakatschutzdienst hatten, waren sie frühmorgens wieder an der Arbeit. Ununterbrochen rollten die Autos heran, in denen die Kranken und Invaliden aus dem Invalidenhaus und aus dem Spital sowie aus ihren Wohnungen gebracht wurden. Beim Wahlhaus angekommen, wurden die Kranken auf Stühle gehoben und von den kräftigen Armen der braven Genossen in das Wahllokal getragen. Die Christlichsozialen hatten nur ihre Söldlinge als Agitatoren, unter ihnen den wegen Unterschlagung und anderer Verbrechen verurteilten ehemaligen Betriebsrat Kugler, mit dem der christlichsoziale Gemeinderat *Lehninger* seine Agitationsfahrten durch den Bezirk zu unternehmen sich nicht schämte.

Von Alland sind hundertzwanzig tuberkulöse Pfleglinge auf Autobussen nach Wien gekommen, um ihr Wahlrecht in der Gemeinde Wien auszuüben. Samstag nachts sind sie in Wien angekommen, Montag früh fahren sie wieder nach Alland, um ihre Kur fortzusetzen.

*Schändlicher Terror im Lainzer Versorgungsheim.*

In ganz Hietzing und Umgebung herrscht grenzenlose Empörung über die Gewalttaten der Marxisten im Lainzer Versorgungsheim. Schon in aller Früh vor Beginn der Wahl drangen rote Vertrauensleute in die Säle, ent-rissen den Pflinglingen ihre für die Wahl bereitgehaltenen und fast durchwegs auf »Einheitsliste« lautenden Stimmzettel und drängten den hilflosen alten, furchtbar verschreckten Leuten sozialdemokratische Stimmzettel auf mit dem Bemerkung, daß nur dies die »richtigen« Stimmzettel seien. Auch vor den Schwerkranken und selbst vor den Sterbenden machte der bolschewikische Terror, der sich hemmungslos austobte, nicht Halt. Vierzig städtische Sanitätsgehilfen, die zur Unterstützung des Hauspersonales in das Heim beordert waren, standen im Dienst der Gewalt. Sie trugen die Schwerkranken, von denen sich manche bereits in Agonie befanden, in die Wahlräume, eigneten sich die Ausgangskarten der Pflinglinge, die als Wahldokument galten, an und gaben für sie, die ja gar nicht mehr recht wußten, was eigentlich vorgeht, auf Grund dieser Karte einen sozialdemokratischen Stimmzettel ab. Die christlichen Vertrauensleute, vor allem Gemeinderat *Lehninger*, machten natürlich ihr Möglichstes um dem Schandtreiben der Marxisten Einhalt zu tun und konnten manches noch verhüten.

Dem Wahrheitsucher bliebe nichts übrig, als in alten Jahrgängen der 'Arbeiter—Zeitung' und der 'Reichspost' nachzuschlagen, aus der Zeit, wo die städtischen Versorgungsanstalten noch christlichsozial verwaltet waren, um zu finden, daß damals was links gedruckt ist, rechts, und was rechts gedruckt ist, links zu lesen war — »weil«, nach Grillparzer, »was Brot in einer Sprache, Gift heißt in des andern Zunge, und der Gruß der frommen Lippe Fluch scheint in dem fremden Ohr«; (das ruft diesen Schmerz empor). Ist, was heute rechts zu lesen, Wahrheit, so ist es doch Lüge, wenn man bedenkt, daß diese Überredung der Nächstenliebe — wir wollen sie Samariterterror nennen — ganz bestimmt auch im Dienste der christlichen Politik geübt wurde oder würde; und ist, was heute links zu lesen, Lüge, so liegt ihr doch die Wahrheit zugrunde, die den Vorgang selbst zu einem Greuel der Menschheit macht. Denn deren ganzer Jammer und nicht bloß der von Invaliden und Tuberkulösen faßt einen an, der Ekel vor einem politischen Handel, der selbst dem Tod noch Stimmen abfängt: wenn man erfährt, daß Ärzte dem leidenschaftlichen Verlangen nicht gewehrt haben, auf Autobussen und Tragstühlen zum Bekenntnis geschleppt zu werden, und daß dieser äußerste Beweis für die Allgemeinheit des Wahlrechts noch als sentimentales Fibelstück Verwendung findet. Die Demokratie hat das Glück der Spalierbildung durch den Stolz ersetzt, einmal selbst »schreiten« zu dürfen, zur Urne, und wer's nicht mehr kann, wird eben getragen, da er doch die Empfindung des dulce et decorum nicht entbehren möchte, sich für Herrn Mataja oder für Herrn Eldersch zu entscheiden, und wenn's in eigener letzter Stunde wäre. Und gewiß ist er ja noch immer beneidenswerter als der Herr Volksvertreter, der's vielleicht den Hundertzwanzig aus Alland zu verdanken hat, daß er es geworden ist.

---

### REKORD

Die Pfründner von Lainz haben also für die der Politik ihr Möglichstes getan und die Insassen städtischer Versorgungsheime haben dem Bedürfnis der Leute geopfert, die als Pfleglinge in das staatliche gelangen wollten. Blätter verschiedener Parteirichtungen drucken nun die folgende Notiz ab:

*Tod nach der Wahl.*

Die Greißlerin Katharina Cerny, die in der Siedlung Flötzersteig Nr. 73 wohnte, war bis Februar dieses Jahres Pflegling des Versorgungsheims in Lainz und daher in die dortige Wählerliste eingetragen. Am Wahltag wurde sie nachmittags im Auto zum Wahllokal, dem Pavillon VI, gebracht. Schon während der Fahrt wurde sie von Unwohlsein befallen. Zwei Personen geleiteten sie ins Lokal. Als sie ihre Stimme abgegeben hatte, mußte man sie im Vestibül auf einen Sessel setzen. Man führte sie in ein Zimmer, doch ist Frau Cerny dort trotz aller Bemühungen gestorben.

Aus dieser streng neutralen Meldung geht nicht hervor, welche Partei sich des Sieges über den Tod rühmen kann, und vielleicht wüßte auch keiner der Agitatoren, die von beiden Seiten noch zurecht kamen, anzugeben, welches Wahlgeheimnis die Arme ins Grab mitgenommen hat. Die »Einheitsliste« hatte — mit einer in der Staatsdruckerei besorgten typographischen Nachbildung eines amtlichen Zettels — »in letzter Stunde« die schwindelhafte Weisung ausgegeben:

*Für alle Wähler und Wählerinnen besteht Wahlpflicht!*  
und den Befehl:

Sie stimmen gegen den roten Terror und für Wiederaufbau unserer Volkswirtschaft.

*Aber eilen Sie, bevor es zu spät ist!*

Noch rüstig, aber faul wie ich bin, habe ich widerstanden. War es nun diese Parole, die der ehemalige Pflegling des Versorgungsheims in Lainz mit so erschütternder Treue befolgt hat, oder die entgegengesetzte; war die Ärmste eine jener Opferfreudigen, die sich von hingebungsvollen Genossen auf Tragstühlen zum Bekenntnis schleppen ließen, oder eine von jenen, die sich auch im Zustand der Agonie die Einheitsliste nicht entreißen lassen wollten; war es vielleicht eben jenes alte, kranke Mutterl der 'Reichspost', das mit glücklichem Lächeln die Worte sprach, jetzt habe sie christlich gewählt, jetzt könne sie ruhig sterben, oder war es etwa die »kranke Frau«, die man in der 'Arbeiter—Zeitung', gehalten von kräftigen Armen und gestellt vom Photographen, unter der Devise »Keiner wollte zu Hause bleiben!«, auf ihren Wunsch zur Wahl geführt sah — wie immer dem sei, so wäre es Sache der Justiz, ohne Ansehen der Partei, dieses Wahlgeheimnis zu erforschen. Die Anwaltschaft eines Staates, der bereits Gesetze hat, müßte ohne Rücksicht auf die Personen, die sie machen und die zur Erlangung dieser Befugnis sich allzu rauher Eingriffe in Menschliches vermessen, den Fall untersuchen. Es müßte sich feststellen lassen, ob und wie weit hier eine Beugung des freien Willens, schon gegenüber dem gesunden Menschen strafbar, begangen wurde, wobei insbesondere die Ärzte zu befragen wären, ob sie den Versuch unternommen oder unterlassen haben, für den Transport kranker alter Leute zu einer sie unter allen Umständen aufregenden Prozedur die Verantwortung abzulehnen. Die letzten Worte Sterbender, die dem Bekenntnis zur Einheitsliste oder zur Sozialdemokratie gelten, mögen, solange sich der Menschheit nicht jeweils mit der Gesinnung der Magen umdreht, für die Zwecke der Parteifibel verwendet werden. Ein Fall aber, wo Gewalt und Fahrlässigkeit ihrer Duldung den Weg des Menschen von der Urne zum Grabe so rapid verkürzt haben könnte, gehört vor das Strafgericht. Wir wollen doch sehn, ob wir in vier Jahren nicht ohne diese Scheußlichkeiten und ohne die Pein des Versuches, die Überlebenden blöd zu machen, zum Resultat kommen werden!

---

### EIN FACKELZUG

— — Eine gewaltige Menschenmenge, die zum Empfang *Dr. Renners* erschienen war, füllte den Bahnhofplatz und die einmündenden Straßen. Mit *hundert* Fackeln ... waren die Genossen ausgerückt. Als *Dr. Renner* mit dem Bürgermeister *Schnofl* und den Parteifunktionären den Bahnhof verließ, brauste ihnen ein wahrer Orkan von Hoch— und Freundschaftsrufen entgegen.

Als kürzlich von einem ähnlichen Geschehnis, eine Mutter ihrem Knäblein erzählte und ihm schilderte, wie die Leute nachts mit *hundert* Fackeln dahingezogen seien, wollte er es nicht glauben und fragte: »Ja, können denn die Leute bei Nacht auf der Straße lesen?« Wenn er einmal erwachsen sein wird, wird er staunend erfahren, daß sie es auch bei Tag nicht gekonnt haben.

### *Beruf und Gesinnung*

Eine Leserin schreibt uns: »Die Notiz in der Arbeiter—Zeitung vom Donnerstag über den sozialdemokratischen Chauffeur hat mir ein Erlebnis, das ich dieser Tage hatte, aufgeklärt. Es läutete nämlich an meiner Wohnungstür und als ich öffnete, stand ein Mann draußen, der mir einige Drucksachen mit den Worten: »Das können S' gleich in den Ofen stecken« in die Hand drückte. Als ich dann die Druckschriften ansah, merkte ich, daß es Wahlaufrufe und Stimmzettel der Einheitsliste waren. *Ich war natürlich sehr verwundert über den sonderbaren Agitator.* Aber jetzt ist es mir klar: der Mann hat *die Verteilung* der Einheitsliteratur, für die er *bezahlt* wurde, *plichtgemäß besorgt*, aber als pflichtbewußter Sozialdemokrat hat er den Empfängern *empfohlen*, die Schandschriften zu verbrennen.«

Aber ich glaube mit der Vermutung nicht fehlzugehen, daß, wenn die 'Reichspost' eine analoge Zuschrift einer auf die Grenze von Beruf und Gesinnung so feinfühlig bedachten Leserin gedruckt hätte — also zum Ruhm eines sozialdemokratisch tätigen, jedoch christlichsozial gesinnten Agitators, der innerhalb der übernommenen Pflichtleistung deren Zweck sabotiert —, daß dann die 'Arbeiter—Zeitung' nicht versäumt hätte, den Mann einen Lumpen zu nennen. Und sie hätte — aus einem Moralbewußtsein, das nicht bloß durch die Schädigung der eigenen Sache provoziert wäre — die Zeitung wie die liebe Leserin belehrt, daß die »Verteilung«, für die der Mann bezahlt wurde, keineswegs »pflichtgemäß besorgt« sei, wenn ihr Sinn durch die Warnung vor dem Verteilten ins Gegenteil verkehrt wird, daß die Verwunderung über den »sonderbaren Agitator« natürlich und berechtigt war, und daß es auch einen Uriasbrief für den Absender gibt, wenn der ungetreue Bote seinen Inhalt entwertet. Gewiß soll sich die Gesinnung vom Beruf nicht beeinträchtigen lassen; aber diese Freiheit hat sie, auch wenn grimmigste Lebensnot ihr ihn aufgedrängt hätte, doch nur außerhalb des Berufs, der, einmal übernommen, nicht von der Gesinnung beeinträchtigt werden darf. So hoch sie im Range der Lebensgüter stehen mag, höher steht doch wohl Treu und Glaube selbst in dem schlechtesten Handel, den zwei miteinander eingegangen sind. Die Verherrlichung des Betrugers, welche Parteigesinnung immer sich durch ihn bewähren mag, taugt nicht zum Lesestück für die politische Fibel. Da tun wir nicht mit!

---

### CHRISTLICHSOZIALDEMOKRATISCH

Die Formen parteipolitischen Hohns, in deren jeder an und für sich schon der Ekel der Wirklichkeit und der Ekel der Satire in einander übergehen, verwachsen im Zeichen Schönpflug—Chat roux zur kulturellen Einheit. Die durch nichts als durch Tendenz und Meinung beglaubigte Polemik weist ja tausend Fälle auf, in denen es ihr gelingt, dem Gegenstand des Abscheus Sympathien zu werben. So hat mir ehemals die Musketenironie über Jägerwäsche und Röllchen, die ihr doch geistig geradezu angewachsen waren, eben diese als das Kennzeichen einer höheren Zivilisation erscheinen lassen. Mit den Parteisatirikern — soweit sie mir nicht die abgeluchsten Vorstellungen und Klischees, wie »der junge Biach«, »Springinsgeld«, »Kasmader« u. dgl. bis zur Unkenntlichkeit verschandeln — verhält es sich nun so, daß einem

die Wirklichkeit der einen Partei, die der satirische Gegner treffen will, wie auch die, die beide treffen wollen, eben dadurch rehabilitiert wird. Zu den entsetzlichsten Dingen des Wiener Lebens gehört für mich nebst dem Pupperl und dem Momenterl das »Ho—ruck!«. Aber als das Motiv brachialer Vorstellung eines Wahlsiegs, als das Schwelgen in der Sphäre eines Möbelpacker-tums, dessen Geistigkeit ja freilich die österreichische Politik durchaus erfüllt, ringt es selbst jenes scheußliche »Rrtsch—obidraht!« aus Luegers Zeiten nieder. Was ich gleichfalls nicht mehr lesen möchte, aber sicher noch oft lesen werde und was womöglich noch mehr peinigt, ist die satirische Verwendung einer Parole, die, so grauslich sie als Element der politischen Wirklichkeit ist, als satirisches Zitat den ihr anhaltenden Ekel noch steigert. Nämlich die Formel: »Darr Jud!« Es ist eine der Satirischkeiten eines Jargons, der überhaupt keine Verbindung mit dem ursprünglichen Wienertum mehr hat, außerhalb der neuwienenerischen Welt völlig unverständlich, und atmet jenen pestilenzialischen Humor aus, der, nur im hiesigen Klima möglich und sich immer wieder auf »das Götz—Zitat« berufend, in dieser Perspektive ein eigenes Witzblatt erschaffen hat. Es ist geradezu ein Schulbeispiel für die Erscheinung, wie das satirische Klischee den Ekel des stofflichen Inhalts in sich aufnimmt. Geistiges Gemeingut der Parteien ist jetzt der »Zerspring«—Humor, den Wechsel des Wahlglücks zwischen Leopoldstadt und Ottakring begleitend. Den 'Wiener Stimmen' jedoch, deren Klang sich die österreichische Versammlungssprache sonst völlig angenähert hat, eignet als Spezialität der fettgedruckte Titel: »Die Partei Nobelschani«. Trostlos. Schon das Wort »Schani« könnte einen lebensüberdrüssig machen; was es mit einem »Nobelschani« für eine Bewandnis hat, weiß vollends kein Europäer. Und nun gar die scherzhafte Anwendung auf eine politische Partei und in den Balkenlettern eines jener ausgelassenen Titel, die jetzt nicht nur jüdeln, sondern auch schon christeln. Oder was fängt ein Kulturmensch mit der Überschrift an: »Wählerfang mit Kotzen«, zumal wenn im Untertitel vom Gastwirtgewerbe die Rede ist. Da ihm die Wendung »jemanden mit der Kotzen fangen« nicht gegenwärtig oder nicht bekannt ist, reagiert er wohl im andern Sinne des Wortes. Ich meinerseits habe gewiß sprachlich viel zur Unübersetzbarkeit des Wiener Lebens und zur Abschreckung des Wiener Fremdenverkehrs beigetragen. Aber dergleichen geht über meine Kraft. Nur wenn ich es wieder zitiere, kann es zur Not seine Position im deutschen Schrifttum behaupten.

---

### ICH HALT'S NICHT AUS!

Ein Revolverattentat auf den ehemaligen Minister Kollmann  
*Dringende Notwendigkeit der Beruhigung*

Oder:

Völkerverbrüderung *im Dienste des Genius*  
Die große Gedenkfeier zu Ehren Beethovens

Oder wenn er ruft: »Gebt Ruhe!«, »Macht Frieden!« oder: »Und nun an die Arbeit!« oder »Jugend vor!« oder gar (im Titel!): »Trau, schau, wem« — ich weiß nicht, bin *ich* nur so heikel, oder jüdel't's da auch in andern Ohren?

## DIE NASE DER KLEOPATRA <sup>1</sup>

*Jugend vor!*

Die Monotonisierung unseres politischen Daseins.

Die Abwesenheit bürgerlicher Frauen

Die Eindrücke des Wahlkampfes *zittern nach* ...

Aber wenn er die Kandidaten »an uns« (nämlich an sich) vorüberziehen läßt, so entdeckt er »kein einziges neues Talent«. Wie drückt er das aus?

Wir finden überall die großen *Kanonen*, die Bewährten und Erprobten, nirgends aber die *Knospe*, deren Jugend, deren Unberührtheit um so schönere Erfüllung, um so prächtigere Blüte in Aussicht stellt.

Ist es nun schon an und für sich schwierig, sich einen Nationalrat unberührt, als Knospe, und eine Knospe sich als das Junge einer Kanone vorzustellen, so geht es völlig jobsisch weiter:

Ist ein Parlamentarismus auf dieser Basis nicht schon gefährdet, müssen nicht die Grundsätze erstarren, die Ideen verknöchern, muß nicht *die Ölung der Maschine mangeln*, wenn sich das Haus in eine *geschlossene Gesellschaft* verwandelt, in einen *Klub*, wo *kein Unbekannter Zutritt hat? Neuerungssucht* in persönlichen Dingen ist genau so schlecht und gefährlich wie *Inzucht*, die aus *Herzenskälte* oder aus *Ängstlichkeit die Jugend vernachlässigt*.

Neuerungssucht ist offenbar etwas, was mit der Knospe zu tun hat, während sich durch Inzucht die Kanonen fortpflanzen, indem sie aus Herzenskälte oder aus Ängstlichkeit jene vernachlässigen. So geht das weiter.

Noch schwerer ist das Versäumnis bei der Heranziehung der Frauen. — — *Jetzt ist die letzte Bürgerliche gefallen.* — —

Die Sozialdemokraten haben sechs Frauen im Parlament und sieben im Gemeinderat, die Mehrheit hier nur drei und keine einzige dort:

*Das sind Irrtümer, entsprungen aus der Krampfhaftigkeit* der politischen Anstrengungen, aus dem beengten Gefühl von Männern, *die mit dem Rücken an der Mauer streiten und niemanden dulden wollen, der nicht mit Klauen und Zähnen, mit äußerster Heftigkeit sich verteidigt.*

Sie bekämpfen also jeden, der sich nicht verteidigt. Das ist Verderbtheit. Darum:

*Heraus mit neuen Talenten.*

Punktum, nicht Rufzeichen. Wenn es nicht Entartung wäre, daß sich der Leitartikel auf die zweite Seite erstreckt, würde man glauben, daß die Familie Brodsky <sup>2</sup> noch heute eine der reichsten in Kiew sei.

---

## SCHÖNE OSTEREIER

hatten im Garten der Neuen Freien Presse die Osterhaserln hinterlegt, allen voran natürlich der Werfel, auf den meine Verse »Todesfurcht« und andere mit ähnlichen Motiven Eindruck gemacht zu haben scheinen. Terramare, der in der Republik das Adelsprädikat Eisler abgelegt hat, träumt von Fontänen sowie Marmorsphinxen, die aber aus Sandstein sein dürften, im Belvedere, welches »umsponnen von Alleen« ist, die ihrerseits »in die Tiefe dunkler Tei-

1 s. Heft 406 »Nachts« # 07

2 dito

che nicken«. Es ist ihm, als ob ein Lied verklungen wäre ( ... ) von der »Feste Belgerad«, und wie eine Träne fällt demgemäß ein welches Blatt. Denn wie kein anderer vermag Terramare den Hingang habsburgischer Größe nachzuempfinden. Außerdem gestaltet er ein Abenteuer in der Mariahilferstraße, wo die Verlockung groß ist und immer einer lächelt: »Alles kann ich geben«, jung ist der Leib und golden der Gewinn, dann lächelt er wieder: »Seid'ne Ruh und süßer Wein«, bis endlich im Momente höchster Gefahr Terramare, aufgewachsen bei den Schotten, ein Stoßgebet verrichtet:

Maria hilf, sonst sinkt ein Seelchen hin.

Wie der katholische Dichter in andern bewohnten Stadtteilen die Lösung herbeigeführt hätte, ist schwer zu sagen. Aber dafür ist es mit dem Rudolf Jeremias Kreutz ein rechtes Kriz. Er nennt es »Bergostern«, was man nicht leicht lesen kann, und das erste Wort ist »Talab«, was man für einen persischen Eigennamen hält. »Talab lärmt« nämlich. Aber wenn man sich zusammennimmt, geht es schon:

Talab lärmt geschwätz'ger Menschenwille,  
Ohnmacht zetert, Macht dröhnt stolz einher,  
Oben ruht in gleichmuttertiefer Stille

auch sehr schwer zu lesen, stark neugetönt, direkt lasker—schülerhaft. Also wer?

ER,

da weiß man gleich, wer gemeint ist. Eine starke Zeile. Nur ein Wort, aber ein voller Vers, das treffen so die Dichter. Wie setzt sich nun Kreutz, der nicht mehr wie einst als schlichter Jeremias das Leben von der heitern Seite nimmt, mit IHM auseinander?

Den ich liebe, von dem ich nicht lasse,

ER segnet ihn denn? Nicht nur, sondern auch:

Den meine Seele inbrünstig sucht,  
Den ich immer dankbar umfasse,  
Ob er mich segnet oder verflucht:  
Gott Einsamkeit.

Wieder sehr stark, sehr gekonnt, wie sie in Berlin in solchem Fall sagen.

Wenn er *gar* aufersteht zur Zeit  
In Grashalm, Blume, Blütenbaum,  
In armem Lied und reichem Traum,  
Dann wird mir österlich zumut  
*Und gut.*

Eine der stärksten Zeilen, denen ich je begegnet bin. Kurz, und gut. So arm das Lied, verglichen mit dem Traum, erscheinen mag, hier ist Schlichtheit, Innerlichkeit, gleichmuttertiefe Stille, die sich von dem, was so talab lärmt, abgekehrt hat. Die Läuterung des Dichters, der einst dem Musketenhaften und Ärarischen zugewendet war, ist vollendet. Wie anders Wertheimer! Der wandert »selig so durch die Menge«, doch »immer allein« bleibend — Popolani immer allani, mit leichter erotischer Färbung —, und späht den andern in dämmernde Seelen hinein. Immer »heiter die Rede«, und doch. Denn er trägt »so fremdes Licht auf den Wangen«, scheint also nicht nur Erotiker, sondern auch Expressionist geworden zu sein, und »kommt von einem anderen Stern«.

Einziges Glück: Sich selbst zu genießen

bekannt er, und

König der heimlichen Inseln zu sein.

Welchem imperialistischen Gelüste wieder das bescheidene Bekenntnis einer Dichterin folgt:

Ich saß,  
Ein schwarzer haariger Wurm, auf einer Nesselpflanze  
Der freilich kroch »über das Ganze«, sich allmählich zum Schmetterling entfaltend, um schließlich Gott einzuhüllen. Hier gehören drei Punkte her ... Wenn die Träumer so am Feiertag zum Ringelreihen — in dem ich nur Csokor vermisste — entschlossen antreten, vorn und hinten geschwätzt'ger Menschenwille, der sich in Annoncen austobt, zitterte ich immer, daß ihnen ein Krupnik mitten durch die Visionen fahren könnte, und ich kann mir denken, welcher schweren Entschluß es dem Herausgeber gekostet hat, den wertvollen Raum zu opfern. Vorn ruft er mit Titellettern: »Gebt Ruhe!« (sprich: gebts Ruh), und man kann sich der Vermutung nicht erwehren, daß er hinten die Lyriker meint.

---

**WILDWEST**

**UND WIEN**

<p>Meldung aus Mexiko: Die Einwohnerschaft hat eine Ehrung besonderer Art anlässlich der Zentenarfeier für Beethoven vor. Die hiesigen Musikprofessoren haben nämlich an die Regierung das Ersuchen gerichtet, zum Gedächtnis Beethovens für eine Woche alle Jazzmusik einzustellen.</p>	<p>Radioprogramm: Samstag, 26. III. 11 Uhr Festversammlung 20:15 Beethovenabend, sodann Abendtanzkonzert, des Jazzorchesters Bertold Ullmann Sonntag 27. III. 12 Uhr Missa solemnis 19:45 Operettenaufführung »Alt—Wien«, Operette in drei Akten von G. Kadelburg</p>
--	---

---

**VOR HUNDERT JAHREN**

*From The Times of 1827.*

Thursday, April 19, 1827

The file of carriages at the funeral of Beethoven, at Vienna, was said to be endless. A little more attention to him on the part of the owners, while living, would have been more to the purpose.

Auf deutsch:

Donnerstag, 19. April 1827

Die Reihe der Wagen beim Begräbnis Beethovens, in Wien, soll endlos gewesen sein. Ein wenig mehr Aufmerksamkeit für ihn von Seiten der Eigentümer, bei Lebzeiten, wäre entsprechender gewesen.

## Antwort Beethovens auf den Versuch, den Fremdenverkehr durch seinen hundertsten Todestag zu heben

... verflucht sey das Leben hier in der österreichischen Barbarei für mich, — ich werde jetzt meistens zum Schwanen gehen, da ich mich in andern Wirtshäusern der Zudringlichkeit nicht erwehren kann ... Wäre ich reich oder nicht in dem Zustand wie alle, die ihr Schicksal an dieses Land gekettet (außer den österreichischen Wucherern) ...

Ich kann sagen, ich lebe hier beinahe allein in dieser größten Stadt Deutschlands ...

Wegen einer Haushälterin will ichs noch überlegen; wäre man bei dieser gänzlichen moralischen Verderbtheit des österreichischen Staates nur einigermaßen überzeugt, eine rechtschaffene Person erwarten zu können ...

... indem mir Österreich nichts als Verdruß und nichts zu leben gibt.

» ... Er sprach gern von der anmaßenden Eitelkeit und dem verkehrten Geschmack der Wiener Aristokratie ... «

» ... Nun gings los und derb, auch ließ er sich gar nicht Einhalt tun. Er kam auf sich: 'Von mir hören Sie hier gar nichts ... Was sollten Sie hören? Fidelio? Den können sie nicht geben und wollen ihn auch nicht hören. Die Symphonien? Dazu haben sie nicht Zeit. Die Conzerte? Da orgelt Jeder nur ab, was er selbst gemacht hat. Die Solosachen? Die sind hier längst aus der Mode, und die Mode tut Alles ...'«

» ... Er erzählte mir viel von Wien und seinem Leben hier. Gift und Galle wütet in ihm. Allem trotz er, mit allem ist er unzufrieden, und flucht besonders über Österreich und namentlich über Wien ... 'Mich fesseln Verhältnisse hier', sagte er, 'aber es geht hier lumpig und schmutzig zu. Es kann nicht ärger sein. Niemanden kann man trauen. Was man nicht schwarz auf weiß hat, das tut und hält kein Mensch. Sie wollen, man soll arbeiten, und bezahlen wie die Lumpe, und nicht einmal das Verabredete.' ... «

» ... Vorzüglich sprach er viel gegen Wien und zwar mit Ingrim. Er wünscht sich aus Wien. 'Vom Kaiser bis auf den Schuhputzer', sagte er, 'sind alle nichts wert.'«

---

## Wildwest und Wien

Ein Zeitdokument seltener Art ist der folgende am 17. März aus Lawrence, Kansas gesandte Brief:

Mit herzlichstem Dank für das wunderschöne letzte Heft. — Mit welcher Wehmut der Jugenderinnerung lese ich, daß Sie Offenbachs holdselige »Großherzogin« jetzt vortragen! Um einige Jahre jünger als Sie, in einem weltenweit verschiedenen Weltteil geboren und erzogen, war ich doch von Kindheit auf mit denselben Erlebnissen des »musikalischen Frohsinns« wie Sie vertraut. »Dazumal« — ach, welches sich doch nicht halten läßt! <sup>1</sup> <sup>2</sup> — in jener Halbmillionen—Provinzstadt am Mississippi, die mein Geburtsort ist, wo heute noch Vater und Geschwister leben, konnten wir, be-

---

1 Motiv des Gedichtes »Jugend«.

2 s. Heft 462 # 25

sonders im Sommer — Sommertheater! <sup>1</sup> — des Segens teilhaftig werden einer nun längst aus dem amerikanischen Leben verschwundenen Lieblichkeit: Strauß und Offenbach, Gilbert—Sullivan, Auber, Suppé, Lecocq, Audran und wie die geliebten Begriffe sonst heißen; Gasparone, Fatinitza, Girofle—Girofla, Zigeunerbaron <sup>2</sup>, Fra Diavolo, Mikado, Pinafore, Die Glocken von Corneville, Mascotte, Fledermaus — ja, im bloßen Aufzählen der Titel könnte ich mich in Schwelgen und Schwärmen verlieren. Heutzutage bleibt einem wahrlich nichts anderes übrig. Allzubald war's mit jener Herrlichkeit aus — kaum war ich erwachsen, da gab's das nicht mehr. Hin und wieder werden »Neubelebungsversuche« an Gilbert—Sullivan unternommen, aber nur alternde Sentimentalisten fallen ihnen herein; und ich weiß noch, wie 1904 — es war über alle Maßen schauerlich — der selige Konried es in New York an der Fledermaus gewagt hat: er ließ Caruso und die übrigen großen Opernstars im Divertissement der Tafelszene als Grandattraction auftreten. Heute hat man nur noch seine Erinnerungen, die man sich beharrlich nicht verleiden läßt. In der ersten Zeit meines Aufenthalts in Deutschland (1908—1909) war ich noch nicht gewitzigt und ging ein paar Mal in die Operette — es war fast noch schlimmer als bei uns. — Als ich gerade vor 6 Jahren zum letzten Mal in Wien war, hoffte ich — leider vergebens — auf einen Nestroyvortrag von Ihnen. Nach drei Wochen mußte ich wieder abreisen, hatte aber das große Glück, drei Vorlesungen beizuwohnen, darunter eine unvergeßliche von »Maß für Maß« und die Premiere von »Literatur« (die Weise der beiden Mänaden — so echt altoperettenhaft! — geht mir noch heute durch den Kopf).

— —  
Ob es wohl in Wien einen schreibenden Menschen gibt, der instande wäre, so lebenswürdige Reminiszenz einer verklungenen Lieblichkeit zu hegen und in der Zeit der auspeitschenswertesten Operettenschande und der nichtswürdigsten Offenbach—Schändungen zum Ausdruck zu bringen? Aber dazu stimmt ja auch, daß man in Mexiko Beethoven durch ein Kusch an die Jazzbanden ehrt und in Wien durch deren Entfesselung inmitten des heuchlerischen Betriebs einer Feierlichkeit, die Staatsphilister und Schmöcke zugunsten des darniederliegenden Hotelier— und Gastwirtgewerbes aufführen. Ganz bestimmt wären noch heute selbst die Werke der Suppé, Millöcker und Strauß am schönen blauen Mississippi besser aufgehoben als an der »Daunau«, die nebst der traditionellen Behauptung, daß Wien an ihr liegt, in Achtkilometer—Entfernung jeden Zeitschwindel gewähren läßt, ohne auszutreten. Der so freundlich gesinnte Schreiber hat wohl keine Ahnung, welche Mühsal es bedeutet, die vom Dreck der Gegenwart verklebten Ohren für Kostbarkeiten aufzuschließen, deren Empfang dann freilich jedesmal mit einem dankbaren Staunen bestätigt wird. Doch dieses vermag nicht über einen kleinen Kreis hinauszudringen, in den großen Bereich, wo tagtäglich das Verbrecher Zugkraft übt. Was nun vollends die Erinnerung an »Maß für Maß« betrifft, so ist sie wohl verknüpft mit dem manchen, das »meiner Sendung Amt mich hier in Wien, erleben ließ«. Es dürfte im Staate Kansas kaum vorstellbar sein, daß man ein nie gespieltes Shakespeare—Werk, in einer Wiedergabe, an die natür-

---

1 »Jugend«

2 Diese Operette firmiert im multikulturellen Deutschland aus antirassistischen Gründen unter dem Namen »Der Sinti— und Roma—Baron«

lich ein Ensemble sämtlicher vorrätigen »Prominenten« nicht hinanreichte — es grenzt schon an Selbstentäußerung, dergleichen auch nur zum Vergleich heranzuziehen —, daß man also in Wien nicht öfter als einmal in vier Jahren wagen darf, es in einem kleinen Saal herauszubringen. Mit Offenbach und Nestroy läppert sichs noch zusammen, aber von der Unbeliebtheit Shakespeares in Wien macht man sich in Kansas keine Vorstellung. Ich hatte schon, um ihn anziehender zu gestalten, die Idee, »Hamlet« im Frack vorzulesen oder »Maß für Maß« in Jeßner'scher Inszenierung anzukündigen, die ich mir so dachte, daß ich einen Würfel aufs Podium stellen ließe, um nach kurzer Aufklärung denen, die herbeigeströmt wären und nun den Mut hätten, sich als geschädigt zu melden, das Eintrittsgeld zurückerstatten zu lassen. Nur auf diese Art wäre es möglich, den Leuten Maß für Maß zu geben und mit Werken wie diesem, »Troilus und Cressida«, »Macbeth«, ja selbst den »Lustigen Weibern von Windsor« einen Saal zu füllen. Auch könnten die »eigenen Schriften«, deren Beliebtheit sie mir für den Vortrag nicht genehmer macht, einmal die Darlegung enthalten, wie unrecht die Hörer tun, sie den Werken Shakespeares vorzuziehen, wozu ein anschließender Beweis durch Vorlesung aus eben diesen unerläßlich wäre. Aber solcher Einkleidung, die doch nur ein listiger Vorwand wäre, um Wiener mit Shakespeare hereinzulegen, soll's nicht bedürfen, wenn der freundliche Leser in Kansas rechtzeitig seine Wiederankunft meldet: er wird dann einen Zyklus zu hören bekommen, der nebst Offenbach und Nestroy auch Shakespeare und Goethe enthalten wird. Wenn ich diese Autoren einmal durchgesetzt habe, werde ich nicht nur nicht mit Vorlesungen über den Unterschied der Relativpronomina kargen, sondern vielleicht auch nicht davor zurückscheuen, die Heiterkeit eines Auditoriums durch Nennung der Neuen Freien Presse oder Hervorhebung des Umstands, daß sie nicht desgleichen tut, zu ernten. Mehr Erkenntnis glaube ich bei mehr als dreihundert feinsten und würdigsten Hörern bisher nicht verbreitet zu haben. Dagegen würde ich es als einen vollen Ertrag eines Lebens zu wohlthätigstem Zweck ausweisen, wenn ich den Leuten die tiefste Verachtung für das heutige Theaterwesen beigebracht hätte und die Überzeugung: daß sie, mag ihnen auch kein Rezensent außer mir selbst davon erzählen, die Wunder, die die alte Szene hervorgebracht hat, vom König Lear bis zur Großherzogin von Gerolstein, von der Helena bis zum Hannele, vom Blaubart bis zum Hamlet, vom Knie-riem bis zur Pandora, vom Rappelkopf bis zum Casti Piani, vom Titus Feuerfuchs bis zur Cressida, von den Webern bis zu den Lebemännern aus »Pariser Leben«, vom Revisor bis zur Iphigenie; vom Knaben Willibald bis zum Macbeth nie wieder in ähnlicher Darbietung hören und sehen werden, und mögen sich die Herren Reinhardt, Gemier, Jeßner, sogar Piscator mit den Rollers, Strnads und Geylings zusammentun, alle Treppen und Notausgänge der Theaterkunst aufmachen, sämtliche verfügbaren Kerls und Girls auf und durch das Publikum loslassen, und mag dieses am Ende selbst nicht wissen, ob sein Drang mehr nach dem Bergnerhaften oder nach dem Moissihaften gerichtet sei, und schreibe der Kerr darüber ein Feuilleton, das den Absatz enthielte:

## VIII.

Vorläufig.

Denn so ist es, und wer da von den Leuten, die sich in Kunstdingen zu einer öffentlichen Meinung erdreisten, ohne von irgendwem dazu berufen zu sein, es bezweifelt, erhält die so lange entbehrt Freikarte, welche ihn keineswegs verpflichtet, mein Vorurteil zu bestätigen, wohl aber, wenn er's vermag, berechtigt, es nach Herzenslust zu entkräften. Ich brauche den Beweis, daß ich

ihnen auf ihre Kritik pfeife, nicht mehr zu erbringen; aber dem Verdacht, daß die Presse in meinem Fall mit vollem Bewußtsein die größte Schurkerei begangen hat, deren ihr Mechanismus jemals fähig war, sollten sie entgegenwirken. Diese Schurkerei besteht nicht in der publizistischen Enthaltung — wiewohl durch diese viele Menschen um eine Erlebnismöglichkeit betrogen werden —, sondern in der persönlichen Flucht vor künstlerischen Eindrücken, die Maß und Richtung, Stand und Haltung gewähren könnten für das Urteil in allen Kunstdingen und für die Abwehr jeglichen Zeitschwindels, der es heute verwirrt. Ich habe dem Publikum, das mein Theater der Dichtung besucht, den Geschmack am andern Theater verdorben. Ich möchte einem Rest von kritischer Scham für jenes nur so viel Beachtung abnötigen, daß der Entschluß, auch dieses totzuschweigen, sich von selbst einstellt. Aber freilich, wenn es Industrien gibt, deren Zusammenbruch dem kulturellen Interesse förderlich wäre, wie sollte man dem Erzfeind der Menschheit zumuten, daß er einem ihrer Schädlinge den Garaus mache?

---

## Notizen

### VORLESUNGEN

Architektenvereinssaal, 12. Februar:

Theater der Dichtung

*Shakespeare: König Lear*, nach Wolf Graf v. Baudissin (Schlegel—Tieck'sche Ausgabe) und anderen Übersetzern vom Vortragenden bearbeitet.

\*

Ebenda, 20. Februar:

Theater der Dichtung

Zum 4. Mal

*Offenbach: Blaubart*

Begleitung: Otto Janowitz.

Das Höflingslied des Grafen Oskar (zu zwei Strophen des Originals) mit fünf Zeitstrophen der früheren Vorträge und einer neuen. Wiederholt wurden das Lied der Boulotte und die Finanzminister—Strophe des Höflingsliedes. Das Lied des Pagen Urbain zuerst französisch, dann deutsch.

#### *Oskar*

Einstmals machte Idioten

Die Geburt zur Majestät.

Das ist heutzutag verboten,

weil der Wind jetzt anders weht.

Von solchem Wahn ist frei die Welt.

Heut tun sich die [[: Leute lieber :]]

Bücken vor dem [[: Börsenschieber :]]

[: Jetzt regiert allein das Geld :]

### Chor

Heut tun sich die [[: Leute lieber :]]  
Bücken vor dem [[: Börsenschieber :]]  
Bücken vor dem Börsenschieber,  
Denn nur Geld regiert die Welt.  
Lieber vor dem Börsenschieber  
Bückt sich heut die Welt.

\*

Ebenda, 27. Februar:

Theater der Dichtung  
Zum 3. Male

*Offenbach: Die Großherzogin von Gerolstein.*

Begleitung: Otto Janowitz

Das Couplet des Prinzen Paul (zu den zwei Strophen des Originals) mit fünf Zeitstrophen der früheren Vorträge. Wiederholt wurde die letzte Zeitstrophe im Couplet des Bumbum.

An der Spitze des Programms und auf dem kleinen Plakat:

*Hans von Bülow* (aus New York, April 1890): In einigen Theatern habe ich fest geschlafen. Halt: eine Ausnahme — Mustervorstellung, wie nur selten erlebt, gesehen und gehört von *Offenbachs* »*Großherzogin*«, die ich mit höchstem *Plaisir* geschlürft. Früher war ich *nicht reif dafür, so wenig wie für Mozart*. Allerdings, das himmlische Frauenzimmer, welches *Lilian Russel* heißt — kommt gleich nach *Agnes Sorma*.

\*

Ebenda, 5. März:

1. *Andreas Gryphius* (1616 — 1664): Tränen des Vaterlandes. *Stabat mater dolorosa*: lateinisch von *Jacobus de Benedictis*, deutsch von *Wieland*. — *Jens Peter Jacobsen*: Die Pest in Bergamo, *Novelle* (aus dem Dänischen von *M. v. Borch*). — Aus: *Dies irae, dies illa*: lateinisch von *Thomas von Celano*, deutsch von *Herder*. —

II. *Paul Flemming* (1609 — 1640): Auf den Tod eines Kindes. — *Johann Klaj* (1616 — 1656): An eine Linde. — *Georg Rudolf Weckherlin* (1584 — 1645): Ein Rundum an eine große Fürstin. — *Johann Christian Günther* (1695 — 1723): *Trost—Aria*. — *Johann Joachim Eschenburg* (1743 — 1820): *Elisens Tod*. — *Karl Wilhelm Ramler* (1725 — 1798): An den Frieden. — *Leopold Friedrich Günther von Goeckingk* (1748 — 1828): Was hat Bestand? / Als der erste Schnee fiel. — *Gottfried August Bürger*: Der wilde Jäger. — *Otto Ludwig*: Die Kindesmörderin (Um zwei Strophen gekürzt) / Des Kranken Ungeduld. — *Detlev von Liliencron*: Schnell herannahender, anschwellender und ebenso schnell ersterbender Sturmstoß / Festnacht und Frühgang / Zwei Meilen Trab. — *Else Lasker—Schüler*: Ein alter Tibetteppich. — *Karl Kraus*: Vallorbe / Das Kind / Der Grund / Todesfurcht / Radio.

III. *Frank Wedekind*: *Konfession* / *Unterm Apfelbaum* / *Die Hunde* / *Der Zoologe von Berlin* / *Revolution [Der Anarchist]* / *Die Wetterfahne*. (Musik zu allen Gedichten vom Autor). — *Nestroy*: *Lied des Kajetan* (aus »Eine Wohnung zu vermieten«, Musik von *Victor Junk* / *Holzhackerlied* (aus der »Verhängnisvollen Fasnachtsnacht«, Musik nach Angabe des Vortragenden; mit den drei Original— und den sechs Zusatzstrophen). — *Offenbach*: *Schluß der Szene der Götterrevolte mit dem Couplet von Minerva*,

Diana, Cupido, Venus, Pluto und Jupiter (aus Orpheus in der Unterwelt«, Text nach Hector Cremieux) / Couplet des Prinzen Kasimir: »Ich bin noch aus der alten Zeit« (aus »Die Prinzessin von Trapezunt«, Text nach Nutter und Trefeu; mit den zwei Original— und einer Zusatzstrophe). — Karl Kraus: Definitionen / Optimismus / In diesem Land.

Begleitung: Victor Junk.

Auf dem Programm:

Die Dichter, hinter deren Namen die biographischen Daten stehen; sind in der Sammlung »Die Vergessenen« (Hundert deutsche Gedichte aus dem 17. und 18. Jahrhundert, ausgewählt von Heinrich Fischer, Verlag Paul Cassirer, Berlin) vereinigt. »Der Plan zu diesem Buch«, heißt es dort, »ist unter dem Eindruck einer Vorlesung von Karl Kraus entstanden, welcher auf einen Teil der hier vereinigten Gedichte (etwa zwanzig) zuerst durch seinen Vortrag hingewiesen hat. Wie dort aus der Vielstimmigkeit der lyrischen Gestalten ... immer wieder der eindringlichste Nachklang in unsere Zeit hörbar wurde, so wollte auch dieses Buch keiner starren philologischen Absicht dienen (ohne daß dabei freilich die philologische Pflicht genauer Textvergleichung und — auswahl versäumt wurde).« Der Titel »Die Vergessenen« erscheine vor allem legitimiert »in dem naheliegenden Sinn eines Protestes der Unvergeßlichen gegen die offizielle Wertung der Literaturhistorie«; aber auch: »im Widerspiel des modernen Literatentyps, als beispielhaftes Zeugnis für die Reinheit und tiefe Verantwortlichkeit eines sittlichen Bewußtseins, das in jenen Tagen auch die Dii minores als Fundament ihrer ästhetischen Begabung erkannt und gehütet haben«. Insbesondere verweilt der Herausgeber bei den Hinweisen des Vortragenden auf Eschenburg und auf Göckingk, von dem ein Bändchen »Gedichte«, herausgegeben von Viktor Stadler, im Verlag R. Lányi erschienen ist und der ein großer Dichter bleibt, wiewohl kürzlich unser unvergeßlicher Zeitgenosse Lissauer in der 'Frankfurter Zeitung' den Versuch unternommen hat, ihn, der nur ein »Sperling« gewesen sei, der Vergessenheit zurückzugeben. »Was hat Bestand?« fragt Göckingk in einem schönen Gedichte, ahnend, daß seine Gesänge »bald teils vergessen, teils verkannt« sein werden. Bestand hat der Haßgesang gegen England, mit dem es Verse wie die vom ersten Schnee keineswegs aufnehmen könnten.

\*

Kleiner Konzerthausaal, 9. März

Theater der Dichtung

Zum 1. Male

*Pariser Leben*

Burleske Operette in 4 Akten (5 Bildern) von *Jacques Offenbach*  
Text von Meilhac und Halevy

Dialog und Verstext (nach der Übersetzung von Carl Treumann) revidiert, das Entree des Gondremark (»Ich möchte ins Theater gehn«) und der Baronin (»Ich möchte gern zur Patti gehn«), das Couplet des Gondremark (»Ich stürz mich in den Strudel Strudel hinein«) und die Tirolienne der Gabriele mit Zeitstrophen versehen vom Vortragenden

Musikalische Einrichtung für den Vortrag und Begleitung:

Otto Janowitz (Staatsoper)

Personenverzeichnis der Wiener Erstaufführung 31. Januar 1867 im Carl-Theater (als »18. Galavorstellung des Herrn Carl Treumann«):

<b>Baron von Gondremark, ein schwedischer</b>		
Gutsbesitzer . . . . .		Hr. Knaack
Die Baronin, seine Gemahlin . . . . .		Frl. Fontelive
Raoul von Gardefeu	} Stutzer	Hr. Tewele
Bobinet Chicard		" Matras
Gontram Chaumière		" Friedrich
Metella . . . . .		Frl. Müller
Gabriele, Handschuhnäherin . . . . .		" Gallmeyer
Pompa di Matadores, ein Brasilianer	}	Carl Treumann*)
Jean Frick, Schuhmacher		
Prosper, Bedienter bei Madame Quimper-Karadec		Fr. Braunecker-Schäfer
Madame Quimper-Karadec, eine reiche Witwe . . . . .		Frl. Rutland
Madame Folle-Verdure, ihre Nichte . . . . .		Frl. Grobecker
Pauline, Kammermädchen	} bei Madame	} Hr. Röhring
Urbain, Diener		
Clara	} Portiersnichten	Frl. Molnar
Leonie		" Engel
Louise		" Schober
Joseph Partout, Lohndiener im Grand-Hôtel . . . . .		Hr. Groß
Alphons, Diener bei Gardefeu . . . . .		" Eder
Eine Kammerfrau . . . . .		Frl. Sagmüller
Ein Eisenbahnportier . . . . .		Hr. Braunmüller
Zollbeamte	}	" Baumann
		" Schert
		" Gämmerler
		" Ferau

Im 2. Akt: Jean Frick als »Table d'hote—Major«; im 2. und 3. Akt: Gabriele als »Oberstenwitwe Madame Bonbonniere«; im 3. Akt; Bobinet als »Schweizer Admiral«, Pauline als »Admiralin«, Prosper als »Prinz Adhemar von Manchal«, Urbain als General Malaga von Portoriko«, die Portiersnichten als Baronesse, Komtesse und Marquise.

Eisenbahnbeamte, Kondukteure, Träger, Reisende aller Nationen, Domestiken, Gäste, Kellner, zwei kleine Mohren

Die Handlung spielt in Paris im Jahre 1867: Im 1. Akt in der Vorhalle des Straßburger Bahnhofes, im 2. Akt und im 1. Bild des 4. Aktes bei Gardefeu, im 3. Akt bei Madame Quimper—Karadec und im 2. Bild des 4. Aktes im Café Anglais.

Nach dem zweiten und nach dem dritten Akt eine Pause.

Wiederholt: die Bekessy—Strophe im Entree Gondremark und Baronin.

Zu diesem Vortrag war der Aufsatz »Offenbach—Renaissance<sup>1</sup>« als Vorabdruck erschienen<sup>2</sup>.

1 Heft 757 # 02

2 \*) Die Vereinigung der drei Rollen in der Hand des berühmten Darstellers, der sich in der zweiten und in der dritten noch besonders verwandelte, war wohl in seinem Spieldrang, doch keineswegs in der Handlung begründet. [KK]

Architektenvereinssaal, 13. März:  
Theater der Dichtung  
Zum 2. Male  
*Offenbach: Pariser Leben.*

Begleitung: Otto Janowitz.

Wiederholt: die letzte Strophe des Strudel—Couplets und das Duett Brasilianer und Gabriele.

An der Spitze des Programms:

Die Offenbach—Vorträge sind nicht bloß als Protest »gegen die Operetenschande der Gegenwart« gedacht, sondern nunmehr auch gegen die Schändung Offenbachs, dem sie, von Scham so weit entfernt wie von Kunst, aus den Mitteln ihrer Geist— und Musikwidrigkeit aufzuhelfen wagt.

\*

Ebenda, 27. März:

Theater der Dichtung (Auf dem Plakat unter der Devise: »Gegen die Wiener Offenbach—Schändung«.)  
Zum 3. Male  
*Offenbach: Pariser Leben.*

Begleitung: Otto Janowitz.

Wiederholt: die Bekessy—Strophe im Entree Gondremark und Baronin, die letzte Strophe des Strudel—Couplets, die Beethoven—Strophe der Tirolinnee, die zweite Strophe der Obersten—Witwe und das Duett Brasilianer und Gabriele.

Auf dem Programm die »Antwort Beethovens auf den Versuch, den Fremdenverkehr durch seinen hundertsten Todestag zu heben« (Siehe S. 20<sup>1)</sup>).

---

### ZU »PARISER LEBEN«

*Gondremark, Baronin, Joseph:*

*Joseph*

O gnädige Frau, das ist nicht nötig,  
Denn zu allem erbötig  
Sehn den Mann Sie hier stehn.  
Bitte sagen Sie nur, was wünschen Sie zuerst zu sehn?

*Gondremark*

Ich möchte ins Theater gehn,  
Doch wo nicht viel gesprochen wird,  
Und hübsche Mädchen tanzen sehn,  
So ungezwungen kostümiert.

*Joseph*

Oh, das sehn Sie ganz gewiß —  
So etwas gibt's nur in Paris!

*Gondremark*

So ein Ballett voll Lustigkeit —

*Joseph* (auf Gardefeu zeigend)

Oh, da weiß er gut Bescheid.

*Baronin*

Ich möchte gern zur Patti gehn,  
Weil ihr Gesang zum Herzen dringt,  
Und das Café chantant besehn,  
Wo abends die Therese singt.

*Joseph*

Oh, die hör'n Sie ganz gewiß —  
So etwas gibt's nur in Paris!

*Baronin*

Doch wie sich's schickt für eine Frau —

*Joseph*

Oh, das weiß der ganz genau.

Was nur herrlich und schön,  
Alles werden Sie sehn,  
Sie werden alles hör'n und sehn!

Nun folgte das Terzett »Ja, er wird Sie (uns) begleiten« bis »Sehn Sie (wir) ganz gewiß«, hierauf die Zusatzstrophen:

*Gondremark*

Ich möchte gern den Hamlet sehn  
So ungezwungen kostümiert.  
Denn man muß mit dem Fortschritt gehn,  
Wird was von Shakespeare aufgeführt.

*Joseph*

Da müssen Sie wo anders hin,  
So etwas gibts nur in Berlin.

*Gondremark*

So ein Trauerspiel voll Lustigkeit —

*Joseph*

Nein, da weiß er schlecht Bescheid.

*Baronin*

Ich möchte gern zum Moissi gehn,  
Weil der Gesang zum Herzen dringt,  
Und das Chantant möcht' ich besehn,  
Wo abends er den Hamlet singt.

*Joseph*

Da müssen Sie wo anders hin,  
So etwas gibt es nur in Wien.

*Baronin*

Nun, so behalt' ich mir das vor —

*Joseph*

Hier gibts manch besseren Tenor.

*Gondremark*

Ich hör', es wirkt jetzt in Paris  
Der Bekessy aus Budapest.  
Wenn ich der Tugend Pfad verließ,  
Fürcht' ich, daß er mir Geld erpreßt.

*Joseph*

Nein, der erpreßt doch nicht mehr da,  
Vielmehr schon in Amerika.

*Gondremark*

So bin Ich selber fern vom Schuß

*Joseph*

Und da beginnt der Hochgenuß.

*Baronin*

Doch sagen Sie, wie kommt denn das,  
Warum ließ man den Mann entfliehn?  
Denn sonst versteht doch keinen Spaß  
Die hohe Obrigkeit von Wien.

*Joseph*

Madame, Ich sag es frank und frei,  
Dort fürchtet sich die Polizei.

*Baronin*

Die Polizei, sie tut mir leid —

*Joseph*

Auch sie ist jetzt in Sicherheit.

Die zweite Zusatzstrophe des Gondremark hat inzwischen ihre Grundlage verloren, dürfte sie aber wieder erhalten; wenn nicht, sich durch ein Budapester Motiv ersetzen lassen. — In der ersten Vorlesung war die Übergangsstelle hier variiert angeschlossen:

Nichts kann mehr geschehn  
Alles können Sie sehn,  
Beruhigt alles hör'n und sehn!

worauf das Terzett folgte »Ja, er wird Sie (uns) begleiten etc.« Bei den späteren Vorlesungen endete die Gesangsszene schon mit der Zeile des Joseph »Auch sie ist jetzt in Sicherheit«.

## Couplet des Gondremark

(Die zweite Originalstrophe ein wenig verändert)

Diese Stadt mit ihren Reizen  
Werd' verlassen ich gar bald.  
Mit den Stunden muß ich geizen,  
Kurz nur ist mein Aufenthalt.  
Drei Monat' werden rasch vergehen,  
's wär' nötig, man zerteilte sich —  
Will man, wie ich, hier Alles sehen,  
Die Arbeit ist ja fürchterlich!  
*Ich* stürz mich in den Strudel Strudel hinein  
Ich stürz mich in den Strudel Strudel hinein  
Ich stürz mich in den Strudel Strudel hinein  
Metella soll die Losung sein.

*Er* stürzt sich in den Strudel Strudel hinein  
Er stürzt sich in den Strudel Strudel hinein  
Er stürzt sich in den Strudel Strudel Strudel hinein  
Metella soll die Losung sein!

Meines Vaters strenge Miene  
Vergönnte keine Freude mir.  
Zu spielen auf der Violine  
Das war mein einziges Plaisir.  
Die Jugend hat man mir gestohlen,  
»Verfluchter Kerl« war ich noch nie!  
Jetzt wär' die Zeit, das nachzuholen,  
Was ich versäumt in Galanterie.  
*Ich* stürz mich in den Strudel Strudel hinein  
Ich stürz mich in den Strudel Strudel hinein  
Ich stürz mich in den Strudel Strudel hinein  
Metella soll die Losung sein!

*Er* stürzt sich in den Strudel Strudel hinein  
Er stürzt sich in den Strudel Strudel hinein  
Er stürzt sich in den Strudel Strudel Strudel hinein  
Metella soll die Losung sein!

Zur Lust die Zeit mir zu verkürzen,  
Zog es mich oft gewaltig hin.  
Ich wollt' mich in den Strudel stürzen:  
Als Fremder traf ich ein in Wien.  
Ich war in allen Nachtlokalen,  
Sofort sah man, ich sei hier fremd.  
Und als ich ausrief: Kellner zahlen!,  
Zog er mich aus bis auf das Hemd.  
*Er* stürzt' sich in den Strudel Strudel hinein,  
Er stürzt' sich in den Strudel Strudel hinein,  
Er stürzt' sich in den Strudel Strudel hinein —  
*Ich* sollte seine Losung sein!

*Er stürzt' sich in den Strudel Strudel hinein,  
Er stürzt' sich in den Strudel Strudel hinein,  
Er stürzt' sich in den Strudel Strudel Strudel hinein,  
Der Fremde bringt die Losung ein!*

Doch gern gedenk' ich dieser Gegend,  
Da konnt' ich meine Wunder sehn.  
Die Leute standen, sich bewegend,  
Und gehend konnten sie nicht gehn.  
Vor jedem Auto ganz benommen,  
Total verknäult in ihren Klatsch —  
Wie sollte ich hinüberkommen  
Durch diesen Wiener Pallawatsch?  
*Ich stürzt' mich in den Strudel Strudel hinein,  
Ich stürzt' mich in den Strudel Strudel hinein,  
Ich stürzt' mich in den Strudel Strudel hinein,  
Froh wieder bald heraus zu sein.*

*Er stürzt' sich in den Strudel Strudel hinein,  
Er stürzt ' sich in den Strudel Strudel hinein,  
Er stürzt' sich in den Strudel Strudel Strudel hinein,  
Froh wieder bald heraus zu sein!*

Damals, ich weiß, die Wiener hatten  
Mit ihrer Stadt ein rechtes G'frett,  
Zu wenig Fremde, zu viel Ratten,  
Jedoch nicht jene vom Ballett.  
In Kellern hausten sie im Rudel  
Und fanden dort ihr fettes Brot.  
Da gab man Gift in einen Strudel  
Und hofft' auf raschen Rattentod.  
Doch fiel es nicht sehr vielen Ratten ein,  
Doch fiel es nicht sehr vielen Ratten ein,  
Doch fiel es nicht sehr vielen Ratten ein,  
Zu stürzen in den Strudel hinein.

Doch fiel es flicht sehr vielen Ratten ein,  
Doch fiel es nicht sehr vielen Ratten ein,  
Doch fiel es nicht sehr vielen vielen Ratten ein,  
Zu stürzen in den Strudel hinein!

Wie seinen Kern hat jeder Pudel,  
So steckt halt auch in uns was drin.  
In Knödel, Nudeln, Apfelstrudel  
Setzt seinen Stolz der Mensch in Wien.  
Und alle schrieen laut und schrieben,  
Und die Panik war riesengroß:  
Das Letzte, was uns noch geblieben,  
Wird uns geraubt — der Löw' ist Loos!  
Und alles stürzt sich in den Strudel hinein,  
Und alles stürzt sich in den Strudel hinein,  
Und alles stürzt sich in den Strudel hinein,  
Los von Loos soll unsre Losung sein!

Und alles stürzt sich in den Strudel hinein,  
Und alles stürzt sich in den Strudel hinein,  
Und alles stürzt sich in den Apfelstrudel hinein,  
Los von Loos soll unsre Losung sein!

Auf einem Strudel zum Beneiden  
Noch heute die Erinn'ung ruht.  
Ich folgte damals und mit Freuden  
Dem Ruf der 'Bühne' zur Redout'.  
Was sich da tat, läßt sich nicht sagen,  
Und leider sind die Feste aus.  
Nach dionysisch bunten Tagen  
Ist aufgetan ein graues Haus.  
Und in den Strudel stürzen sie hinein,  
Und in den Strudel stürzen sie hinein,  
Und in den Strudel stürzen sie hinein,  
's wird nix mehr zu erpressen sein.

Und in den Strudel stürzen sie hinein,  
Sie stürzen in den Strudel Strudel hinein,  
Sie stürzen in den Strudel Strudel Strudel hinein,  
's wird nix mehr zu erpressen sein!

Aus Schufterei war's ein Gesudel  
Und war die Nahrung einer Stadt.  
Sie würgten an dem eklen Strudel  
Und niemand schrie, nun hab' er's satt.  
Feig zahlten sie für ihre Schande  
Der Bande den Erpresserlohn.  
Was tonangebend war im Lande,  
Das gab nicht einen einz'gen Ton.  
*Ich* stürzte mich in diesen Strudel hinein,  
Ich stürzte mich in diesen Strudel hinein —  
Sie überließen mir es ganz allein,  
Wien von dem Schufte zu befrei'n!

*Er* stürzte sich in diesen Strudel hinein,  
Er stürzte sich in diesen Strudel hinein  
Sie überließen ihm es ganz und gar allein,  
Wien von dem Schufte zu befrei'n!

(in der ersten Vorlesung 1., 2., 3. und 5. Zusatzstrophe, in der zweiten und der dritten 1., 3., 4., 5. und 6.)

*Tirolienne* (Gabriele)

Dort auf der langen Bruck  
Dulie! Dulie!  
Bleibt mein Roß allweil z'ruck,  
Dulie! Dulie!  
Mein Vater is a Schneider,  
A Schneider is er,

Und macht er die Kleider,  
So is's mit der Scher'!  
Dulie!

Warum soll ich verhehlen  
meines Herzens Begehr?  
Ich tät gern wen wählen!  
Aber die Wahl wird mir schwer.

Den Viechern es gebricht  
an den geistigen Gaben.  
Aber solche Viecher sind s' nicht,  
daß sie Politiker haben.

Ungleichheit beschlossen  
hat die Vorsehung wohl.  
Nicht alle Genossen  
hab'n a Schloß in Tirol.

Die Aussicht wird klarer,  
die Parteien hab'n a Glück,  
's kommt kaum mehr der Ahrer  
aus Kuba zurück.

Das Unmögliche soll man  
erleben am End':  
der Ahrer kommt und der Kollmann,  
der wird Abstinent!

Das erste ist wahrer,  
die Partein *hab'n* a Glück:  
's kehrt wieder der Ahrer  
nach Kuba zurück!

Daß die größern Dieb' entrinnen,  
da muß man sich trösten.  
Dafür bleiben herinnen  
hernach doch die größten.

Paris hat Respekt schon  
vor'm Monsieur Bekessy.  
Er spricht französisch perfekt schon:  
La bourse ou la vie!

Sie ist wieder weltlich  
die Presse bereits  
und setzt ein Entgeltlich  
an die Stelle vom Kreuz.

Die Reichspost allein —  
aber bitte kein' Spott —  
nimmt sie etwas ein,  
sagt sie Vergelt's Gott!

Jede Kritik muß erheben  
ein Kritikerstück.  
Denn es ist ja doch eben  
unter jeder Kritik.

Beim Intermezzo vom Strauß  
man schwerlich es glaubt,  
daß die Herrin im Haus  
ihm so was erlaubt!

Keinen Hund in Wien lockt  
mit der Kunst man vom Ofen.  
Momentan aber schmockt  
jeder Schmock von Beethoven.

Jetzt spiel'n s', wie recht und billig,  
wieder den Offenbach.  
Ja das Fleisch wär' schon willig,  
aber der Geist ist halt schwach.

In der Volksoper eben  
ist's a halberte G'schicht.  
Die Helena tun s' geben,  
aber schön ist sie nicht.

's is a Freud, wie sich's g'wendt hat  
mit dem Theater am End':  
wer in Wien kein Talent hat,  
ist in Berlin prominent.

's is faul was im Staate,  
heißt's im Hamlet. 's is schad,  
daß zum Beweis man nicht hatte  
faule Äpfel parat!

Das ist Deutschlands Streben:  
viel Feinde, viel Ehr'.  
Die Österreicher heben  
den Fremdenverkehr.

Mancher Name hierzuland ist  
durch die Zeitung bekannt.  
Ich kenn' einen, der bekannt ist,  
weil er nie wird genannt.

Warum soll man's verhehlen:  
seit der Seipel uns führt —  
meiner Seel unsre Seelen  
san alle saniert!

(in der dritten Vorlesung kamen die 6., die 13. und die 15. Strophe hinzu, dafür entfielen die 1., die 7. und die 17.)

---

Seit Mitte Februar wurden die folgenden Beträge abgeführt:

Dem Landerziehungsheim Obritzberg der »Bereitschaft« (Erlös aus älteren Nummern der Fackel, älteren Indices, Autogrammen, Porti S 70.36, aus Photographien und Karten [Aufnahmen aus den Ateliers Trude Fleischmann, Wien, und Joel—Heinzelmann, Charlottenburg] S 23.50, und eine Spende von G. M. »Zum 28. April« S 15.—) S 108.86.

Von dem Ertrag der Vorlesungen 12., 20., 27. Februar, 5., 9., 13. und 27. März an Bedürftige S 266.43.

An Bedürftige S 400.—.

Diversen Zwecken S 37.60.

Notleidenden in Innsbruck (durch den Verlag des 'Brenner' von C. St. unter der Chiffre »K. K.«) S 270.—.

Der Kinder—Schutz— und Rettungs—Gesellschaft durch M. H. »für ein Buch von Karl Kraus« S 20.—.

Den Armen der Stadt Wien in Form von Geldstrafen der 'Stunde' (Übertretung nach dem Urheberrechtsgesetz) S 40.—.

Der »Bereitschaft« (Obritzberg) die Buße der 'Stunde' für Verzögerung eines Urteil—Abdruckes S 100.—.

Gesamtsumme seit Mitte Juli 1922: S 47.226.54.

---

Für alle rührenden Wünsche wird herzlichst gedankt, an die freundlichen Spender von Blumen aber auch die Bitte gerichtet, in Zukunft die Schwierigkeiten der Übernahme und der Pflege zu bedenken und den aufgewandten Geldbetrag lieber einem Kinderwohlfahrtszweck, etwa der Sammlung für Obritzberg, zukommen zu lassen.

\*

Ein Brieftypus:

Ich weiß, daß ihnen Einsendungen unerwünscht sind, diesmal aber glaube ich mit Bestimmtheit, Ihnen nicht lästig zu fallen. Das Beiliegende wird Ihnen ohne Zweifel große Freude machen.

Welch ein Irrtum! *Weil* es sich der Beachtung und Verwendung empfiehlt, macht es keine Freude. Die Einsendung des Unbrauchbaren nimmt bloß die Zeit weg, die Öffnen und Lesen erfordert — das andere vermehrt die selbst-erworbene Fülle der Eindrücke, deren hundertster Teil zur Produktion ausreicht, quält durch einen Anreiz, dem nachzugeben einfach unmöglich ist oder eine Verkürzung anderer Arbeit bedeuten würde. Denn das, worauf der Blick fällt, ist schon in den Bereich der Gestaltung einbezogen und vergrößert deren ungeheure Last. Warum wollen es sich die Leser nicht an dem genügen lassen, was der Autor — im Wegsehen von den Tagesanlässen — selbst bemerkt und wovon er doch nur den geringsten Teil zu bewältigen vermöchte? Wie oft soll noch, mit allem Dank für die gute Absicht, die Bitte ausgesprochen werden, mit ihm die Wehrlosigkeit zu empfinden vor dem furchtbaren Angebot eines schon als Satire geborenen Tags; wie oft die Bitte, den Inhalt der Umschlagnotiz ernst zu nehmen, wie oft die Weisung: Zuzug fernzuhalten!

---

In Nr. 572 — 576 (Zur »Sprachlehre«), S. 42, Z. 1 v. u. statt »daß«: das.

In Nr. 691 — 696, S. 80, 2. 13 statt, »diesem«: dieser.

In Nr. 751 — 756, S. 14, Z. 4 v. u. statt »fifth avenue«: Fifth Avenue; S. 34, Z. 12, statt »Fasziistentnarsch«: Faschistenmarsch; auf S. 61 gehört der Absatz 10. bis 8. Zelle v. u. »Eine Ahnung — — — (1896):«, der durch ein Versehen in den Lettern des Textes gesetzt wurde, zum kleingedruckten Zitat aus der Engel'schen Literaturgeschichte.

In Nr. 757 — 758, S. 19, 2. 15 v. u. statt »is'«: is's.

Im Vorabdruck »Offenbach—Renaissance«, S. 7, Z. 14, statt »Lecoque«: Lecocq.

---

Berlin, 26./II. 1927

Wollen Sie die Freundlichkeit haben, Karl Kraus mitzuteilen, daß meine Rede »Demokratie?« (die vom Paneuropa—Kongreß) in Nummer 5 der Zeitschrift 'Das Nebelhorn', Graz, am 1. März erscheinen wird. So, wie die Worte dort stehen werden, nicht so, wie sie in der Zeitschrift »Paneuropa« standen, lauteten sie; nur jene Stelle, die reichsdeutsche politische Persönlichkeiten von Rang und folglich ohne Parlamentssitz namentlich aufführt, habe ich auf dem Kongreß — als »innerpolitische« Betrachtung — fortlassen müssen. Ich war demnach in meiner Beweisführung gegen die Demokratie auf abstrakte Argumentationen beschränkt, während der konkrete Hinweis, die Aufzählung der Namen Jener, die das demokratische System von der Teilnahme an der Gesetzgebung ausschließt, das wirksamere Beweismittel gewesen wäre. So durfte Herr Paul Loebe, der während meiner Rede präsierte, in seinen — wider allen parlamentarischen Brauch — inhaltlich polemisierenden Bemerkungen, die er ihr nachschickte, unter andern Weisheiten äußern: »Demokratie ist Auslese der Besten«, ohne befürchten zu müssen, daß die Komik dieses Satzes von der erdrückenden Mehrheit der (nicht übel zusammengesetzten) Versammlung erkannt und durch das schallende Gelächter quittiert würde, das vielleicht ausgebrochen wäre bei diesem Bekenntnis des Präsidenten, wenn mir nicht zuvor die Redefreiheit verkürzt worden wäre: mitten in der Rede, als ich begann, Namen zu nennen. Ich mußte mich fügen; sonst hätte man mir das Wort entzogen. Ich wollte es mir aber nicht entziehen lassen; denn die Nennung eines Namens lag mir in Wien vor allem am Herzen; den nannte ich dann auch ... und entfesselte die Wut und die Jubelstürme, die gegeneinanderbrausten und deren Zusammenprall mit dem Sieg des Jubels — in dieser Versammlung von 2500 Menschen — endete. Es kommt nicht auf Beifall an; aber alles, was die demokratische Presse Österreichs und Deutschlands (in Deutschland z. B. die »Vossische« und die »Frankfurter Zeitung«) über meinen »Mißerfolg« schrieb, war dicke Lüge. Mit Ausnahme der Rede, die ich Anfang Oktober 1918 vor 1500 Menschen in Hamburg hielt und in der ich die internationale Abschaffung der Wehrpflicht forderte (Ludendorff war damals noch »Generalquartiermeister«; es ist die einzige Handlung meines Lebens, auf die ich stolz bin), hat mir nie ein öffentlicher Vortrag — ich sprach bisher in der Öffentlichkeit schätzungsweise hundertmal, also die Vergleichsmöglichkeiten reichen hin — so gewaltige Ovationen eingetragen wie der vor den Paneuropäern. Ich würde bereit sein diese Aussage durch Eid zu erhärten. Und sicherlich verdanke ich nicht

bloß die Haßausbrüche der Demokratie, sondern auch den Erfolg vor allem der Tatsache, daß ich mich in dieser Umgebung zu Karl Kraus bekannt habe.

Ich tat das übrigens bereits im Januar 1923, ebenfalls im Konzerthaus zu Wien, als ich, vor einem freilich viel, viel kleineren Auditorium, über Aktiven Pazifismus sprach. Damals schwieg die Wiener Presse total.

Wollen Sie bitte Karl Kraus auch das Folgende mitteilen: Ich habe ihm als Achtundzwanzigjähriger, 1913, in einem meiner ersten Bücher durch eine Bemerkung Unrecht getan und wehegetan; Unrecht auch zwei oder drei Jahre später durch einen Vers in einer längst verschollenen Zeitschrift. Seit vielen Jahren verspüre ich die Pflicht, dieses Unrecht zu sühnen. Eine andere Art der Sühne kommt nicht in Frage, als die, mich immer wieder und wieder öffentlich zu diesem Manne zu bekennen, mit dem ich in gewissen einzelnen Fragen differiere, im Entscheidenden innig übereinstimme und dessen Größe unvergleichlich bleibt, weil sie mehr als die Größe des Genies, weil sie die Größe der Reinheit ist. Daß es ihn gibt, tröstet. —

Die achtungsvolle und gütige Art, in der Karl Kraus letzthin gegen mich polemisiert hat, läßt mich hoffen, daß er mir mein Vergehen von damals verzieh; bitte übermitteln Sie ihm, daß ich diese Hoffnung hege und daß es eine helle Freude für mich wäre, wenn sie sich bestätigte.

Mit vorzüglicher Hochachtung

ergebenst  
Kurt Hiller.

---

Die vierte Strophe des Strudel—Couplets bezieht sich auf die Erregung der Wiener Hausfrauenseele, die zu kochen begann, als Adolf Loos, frisch aus dem Pariser Leben kommend, es wagte, die Wiener Geistesart auf das weltberühmte Papperl zurückzuführen, nämlich auf die Kunst, aus allem, was die Natur hervorgebracht hat, eine Mehlspeis zu machen. Ein wahres Kochkessel-treiben wurde entfesselt und es gelang sogar, einen in Wien anwesenden Pariser Chefkoch für das zungenbrecherische Unternehmen zu gewinnen, zum Ruhm der Wiener Küche sämtliche Tatschkerln, die sie hat und deren Namen nicht einmal dem Wiener Gourmet geläufig sind, der Reihe nach aufzusagen, und als Fleißaufgabe die berühmtesten Wiener Grüßer—Dynastien dazu. Als aber Loos auch daran ging, das »Wiener Weh« noch aus dem andern Punkte zu kurieren, nämlich aus dem Hang zum Ornament, da vereinigten sich die Leute der Wiener Werkstätte, welche Teller als Kunstwerke erzeugen, und diejenigen, die aus ihnen die Mehlspeis essen wollen, zu einem Sturm, in dem nur die Meinung hörbar wurde, daß dies nicht die richtige Art sei, den Fremdenverkehr zu heben, eine Meinung, der der Tadler zustimmen dürfte. Alles, was da »Geschmack« hat, sei es um das Gemüse mit Mehl oder die Kunst mit Zuckerkandl zu genießen; alles was von der Barbarei einer »angewandten Kunst« lebt, zugleich auf die Kunst und auf den Kram pochend, im Schöpferstolz gekränkt und im Kredit verleumdet, war dank der willfährigsten Preßmeute zur Parforcejagd entschlossen auf einen Menschen von geistiger Ehre, den noch kein Vorteil je zum Verzicht auf Wahrheit oder Irrtum vermocht hat. Der »Leitung der Wiener Werkstätte« möchte ich dringend raten, Scherze wie, den einer »Berichtigung«:

Unwahr ist, wenn behauptet wird, daß Loos in Wien keinen Erwerb hätte.

*Wahr ist vielmehr, daß die Wiener Werkstätte ihn gerne zu Lasten ihres Reklame—Kontos honorieren würde*

in Zukunft zu unterlassen, und sollte sie auch des Schandblatts sicher sein, das dergleichen druckt. Aber wenn hier einem, der auf eigenem Gedanken grund baut und dessen Irrtümer noch fruchtbarer sind als die Wahrheiten der andern, der ornamentierte Giftbecher der öffentlichen Meinung gereicht wird, so geschieht es freilich nicht unter der Beschuldigung, daß er die Jugend, sondern daß er den Fremdenverkehr verderbe. Wie viel jedoch diese Stadt zur Entfremdung der Ihren getan und welchen Heerbann der Ungeistigkeit sie aufgeboten hat, um ihnen das Da—Sein unerträglich zu machen, das findet jeweils erst im Nekrolog Erwähnung.

---

'Nouvelles Litteraires' (Paris, 5. 3. 1927), Lettre de Vienne:

— — C'est à Karl Kraus que nous devons nos plus fortes impressions de conférences. Vous savez qu'il vit à Vienne, adoré et haï passionnément, inattaquablement protégé par son œuvre glorieuse qu'il construit des numéros de sa »Torche«. Ses conférences, dont il a fait, refusant avec dédain tout compte rendu, et même l'armonce de la part de la presse, plus de quatre cents, devant des salles toujours comblées et devant un public toujours enthousiaste nous entretiennent, sinon de ses propres écrits, des œuvres de haute littérature qu'il aime. Ces conférences sont une chose unique quant à la faculté d'un homme seul de créer des drames par des paroles plastiques, de les faire ressusciter devant l'auditoire dans une richesse complète de personnages, de pensées et de couleurs, avec des moyens purement oraux. J'entendis de Kraus une charmante *Grande Duchesse de Gérolstein* qu'il récitait et chantait, accompagné où il fallait par un piano, avec toutes les chansons, chœurs et parties d'ensemble, évoquant toute la naïveté, toute la joie de vivre et tout le plaisir moqueur de cette opérette immortelle. Trois heures de spectacle d'un charme et d'une gaieté irrésistibles. Par les journaux, le public n'apprend rien de ces chefs —d'œuvre, parce que Karl Kraus hait la presse. Et l'opinion publique prend sa revanche en démontrant avec ostentation qu'elle estime Karl Kraus <sup>1</sup>.

Alfred Polgar

---

## Mein Vorurteil gegen Piscator

Als ich im Ausgang eines glorreichen Sommers, am Ende glutvollsten Kampfes durch den Winter unsres Mißvergnügens, für ein paar Tage an die Ostsee reiste, schien es mir schon nicht mehr darauf anzukommen, in Berlin, wo man mir zur Vertreibung des Bekéßii gratulierte, ins Theater zu gehen. Ich sah leider keinen Richard III. in Jeßners Gestalt, so lahm und ungeziemend, daß Hunde bellen, hinkt er wo vorbei; doch immerhin eines der Possenspiele des Herrn Bernhard Shaw in einer unterprovinzialen Vorstellung und — gleichfalls bei Reinhardt, der jetzt für gemeinnützig erklärt wurde — eine

---

1 xxx

noch kläglichere Pippa, und ich hatte das Glück, das wahre Zeitgesicht des Theaters, geformt an der schamlosesten aller Schieberwelten, zu erfassen, indem ich der »Premiere« der »Räuber« im Staatstheater beiwohnte. Es war tatsächlich die Uraufführung eines noch unveröffentlichten Manuskripts. Was sich da auf einer in die ebene Erde und den ersten Stock geteilten Szene wie im Zuschauerraum und dann im Ineinanderfluten der Stimmungsströme abspielt oder vielmehr getan hat — denn es war lebendigste Aktion der Gegenwart —, das zu beschreiben traute ich damals meiner Prosa nicht zu, und so griff ich denn zur Aushilfe der Verse »Berliner Theater <sup>1</sup>«, die bald darauf in der Fackel erscheinen sollten. Ergänzend möchte ich nun heute berichten, daß alle Vorstellungen, die ich bis dahin von dem preußischen Drill hatte, der in der Republik die Sklaven in Freigelassene verwandelt, von dieser einen Vorstellung übertroffen wurden, daß ein gewisses sizilianisches Temperament, das die Regisseure aus den Berliner Komparsen herausarbeiten, seine ansteckende Wirkung auch auf die im Parterre versammelten Kaufleute nicht verfehlte und ein Gesamteindruck entstand, als ob ein solches Volk nicht untergehen könnte. Piscator heißt der Mann, der es vermochte, und hinreißend wie er ist, wäre er imstande, die Reste, die Ludendorff übrig gelassen hat, zum Gehorsam zu konzentrieren, wenn wieder mal die Welt voll Teufel wär. Und zwar mit nichts anderm als dem Zauber der Sirenen, in deren Begleitung sich der Klamauk der herbeiströmenden Räuber vollzieht und deren langgezogene Töne wie das Sausen der Peitsche klingen, mit der diese armen Teufel abgerichtet wurden, bis daß es ihnen gelingen mußte, dem Berliner Publikum einen Freiheitsrausch beizubringen. Denn es handelt sich diesmal um die Bereitschaft, immer feste druff für Trotzki zu gehen, der als Spiegelberg im schmierigen Cutaway eines Romanischen Kaffee—Tinterls auf der Szene steht, mit der Oberhand redend, die er über die wurschtigen Angelegenheiten der Familie Moor behält. Wie aber noch über seiner Weltanschauung die des Schufferle triumphiert, trat am lebendigsten in der Stelle hervor, wo dieser unter dreiundachtzig Toten den Säugling begrinst: »Armes Tierchen, sagt' ich, du verfrierst ja hier, und warf's in die Flamme«. Schiller nun denkt sich das so, daß auf dem Hintergrund der Scheußlichkeit, die nur den Folienwert hat, umso reiner die Sinnesart des edlen Räubers erstrahle: »Wirklich, Schufferle? Und diese Flamme brenne in deinem Busen, bis die Ewigkeit grau wird!« Er verjagt das Ungeheuer, warnt die Murrenden, die seinem Grimm reif sind, kennt seinen Spiegelberg und will nächstens unter sie treten und fürchterlich Musterung halten. Aber Piscator lenkt anders: Schufferles Ruhmestat findet lebhaften Anklang bei der Bande, unter der der edle Räuber, als ein stiller Mißvergnügter dastehend, sich sein Teil denken, aber nicht aussprechen darf. Fürchterlich hat nur Piscator Musterung gehalten und kaum ein Zitat für unabkömmlich erklärt. Da Spiegelberg der bessere Räuber ist, so hat Moors Register zwar »ein Loch«, aber die Worte »Du hast das Gift weggelassen!« rief ich halblaut von meinem Sitz dem Darsteller zu, was mich bei den Nachbarn in den Verdacht konterrevolutionärer Gesinnung brachte und mir ein »Nanu?« zuzog, denn sie vermißten kein Loch im Register. Piscator nun, von dessen Kraft, die Essenz des Klassischen ins Zeitdokumentarische zu ballen, im Zwischenakt Wunderdinge umliefen, bestätigte diesen Ruf insbesondere dadurch, daß er die noch übriggelassenen Zitate im Vertrauen darauf, daß man sie ohnedies schon kennt, nur andeuten ließ, etwa so, daß er die Frage: »Bist du's, Hermann, mein Rabe?« auf die schlichtere Formel reduzierte: »Bist du's, Hermann?«. Dagegen war die andere bekannte Frage. »Franz heißt die Kanaille?« zur Gänze stehen geblieben und mit ihr wohl weit und breit das

1 s. Heft 743 # 15

einziges Zitat. Bis zum Schluß, wo dem Mann, der elf lebendige Kinder hat, keineswegs geholfen werden konnte, da Karl Moor, ihm die tausend Louisdor mißgönnend, sich selbst justifizierte. Man täte jedoch unrecht, wenn man Piscator der Stilwidrigkeit für fähig hielte, das Stück wenigstens mit dem Zitat beginnen zu lassen, das durch anderthalb Jahrhunderte dem Hörer die Vergewisserung geboten hat, daß die Vorstellung nicht abgeändert sei, mit der Frage: »Aber ist Euch auch wohl, Vater? Ihr seht so blaß«. Diese Erkundigung, hinter der Piscator eine Unwahrhaftigkeit vermuten mochte, wäre schon darum nicht am Platz gewesen, weil der alte Moor, ein etwas poltriger Herr in rüstiger Manneskraft (der dann einem rabenlosen Alter entgegenstürmt) auf die trockene Meldung, die nunmehr das Stück eröffnet: »Die Post ist angekommen«, den Brief dem Sohne forsch entreißen will, weshalb denn auch dieser das gleißnerische Zögern: »Aber ich fürchte — ich weiß nicht — ob ich — Eurer Gesundheit?« nicht nötig hat und im Gegenteil geradeheraus bemerkt: »Aber ich fürchte eure Gesundheit!« Man kann nun weit davon entfernt sein, das gedankliche Gewicht oder den sprachlichen Wert gerade der Stellen zu überschätzen, durch deren Ausrufung ein Pfleger der Zeitebene dem Schiller auf berlinisch zeigen wollte, was 'ne Harke ist. Aber mittelbar sind sie doch ein Kulturbesitz, errungen dem Bewußtsein der Welt durch die säkulare Macht schauspielerischer Vertretung, und für alle Nachwelt das moralische Gut eines schutzlosen Autors. Die Büberei, die, um eine Gegend als Tummelplatz zu gebrauchen, vorweg die Kohlweißlinge kaputt machte, weil sie zu Unrecht Flügel haben, der Pädagogik unbekannt, tritt zum erstenmal als dramatisches Talent in Erscheinung. Aber wie hat dieser Piscator nicht auch sonst gewüstet, um den Stoffrest eines libertinischen Handels als »Zeitdokument« aufzumachen, als wäre es nicht einfacher gewesen, dergleichen statt von Schiller von Toller zu beziehen. Gegen die Art, wie Piscator Schillers Figuren handeln und reden ließ, gibt es keine autorrechtliche Remedur, und während die Berliner Polizei wohl gegen die Bepissung des Schiller—Denkmals einschreiten würde, wird die Übertünchung des von ihm selbst geschaffenen Bildes mit staatlichen Mitteln subventioniert. Wie Piscator aber seine Leute sprechen ließ — sofern dem Kadaver einer Handlung noch Sprache blieb, sofern man sie in dem Gejohle der Massen vernehmen konnte und bei der Gleichzeitigkeit wie Verteilung der Gespräche auf Etagen überhaupt irgendetwas unterschied —, das vermöchte Ich besser auf dem eigenen, wenngleich ungestuften Podium wiederzugeben als mit der Feder. Man würde dann finden, daß zwischen Karl und Franz Moor insofern kein wesentlicher Gegensatz bestand, als sowohl die Raserei des einen: »Menschen — Menschen! falsche, heuchlerische Krokodilbrut!« (bis zu »jeder Faser«, die sich wohl aufrecken durfte, aber nicht »zu Grimm und Verderben«) wie die apokalyptische Vision des andern die Grenzen einer sachlichen Auseinandersetzung nicht überschritt, obschon vielleicht eine gewisse Gereiztheit nicht zu verkennen war. »Küsse auf den Lippen, Schwerter im Busen«: so sind eben die Leute; Bosheit hat er dulden gelernt, kann dazu lächeln wenn usw., aber wenn Vaterliebe zur Megäre wird — nee, nich zu machen. Und dort, wo Gnade, Gnade jedem Sünder der Erde und des Abgrunds, du allein (ausgerechnet) verworfen bist — dort verstand man zum erstenmal die Frage an den Diener »Nun, warum lachst du nicht?« und zum erstenmal nicht seine Antwort »Kann ich lachen, wenn mir die Haut schaudert?«. Sie mochte ihm höchstens schaudern vor einem Jüngsten Gericht, dem ein Assessor vorsah, denn dieser Daniel, den richtiggehend zu machen dem Regisseur mißlungen war, schien das einzige Überbleibsel aus einer alten Aufführung. Sonst klappte alles tadellos, und soweit der Dialog nicht im Taumel der ordnungsmäßig entfesselten Komparserie un-

terging, schnurrte er im Rhythmus einer leichten Dielen—Konversation ab, so in der Art, wie die Losen, die in jener Gegend unaufhörlich »huch!« machen, gickernd und glucksend einander die Todesart vorschlagen: »Ich werfe dich mit blauem Puder tot!« Auf der Berliner Szene ist ja längst ein hermaphroditischer Tonfall vorgeschrieben, der den Hörer bei geschlossenen Augen in Zweifel läßt, ob jetzt der Romeo oder die Julia spricht, was er freilich auch mit dem Operngucker schwer unterscheiden könnte. In jener Gegend, wo alles Geschlechtsleben sein Pathos verloren hat, ist sogar die Homosexualität zur Charge entartet und das neue Theater erscheint durchaus als der Abdruck der minaudierenden Gestalt, die den Lebenston angibt. Piscator gelingt solch anheimelnde Wirkung selbst mit den »Räubern« und man glaubt, außer dem Lärm, der nebst der herrschenden Dunkelheit von jeder Geschlechtsbestimmung ablenkt, nur die Stimme des Drillmeisters zu hören, der mittleren Theaterleuten, welche gern etwas »hingelegt« hätten, das einzige Glück ihrer Unpersönlichkeit, das bißchen Pathos abkommandiert und dafür »Atmosphäre« auferlegt. Es entsteht da akustisch ein ähnlicher Eindruck wie bei dem Satzbild des Panegyriker dieser neuen Theaterwelt, bei den Kokolores des Alfred Kerr, der schon in der Zeit, als er sich in Breslau und Königsberg fließend ausdrücken konnte, in Berlin seine kritischen Fürze numeriert hat. So sind denn diese Berliner Theaterleute die zur Not das wären, was sie nach Vorschrift verabscheuen: »epigonisch« und mittelmäßige Deklamatoren, und sich als solche wohl fühlen würden — durch die Bank »Zeitschauspieler« geworden, wozu nichts als das Kommando nötig war, die noch stehen gebliebenen Sätze in klassischen Werken, die der preußische Geist nach der »Fetzen—Papier«—Doktrin behandelt, auch noch zu zerhacken und den Hauptsinn tonmäßig an der letzten Nebensilbe aufzuhängen. Diese Prozedur wird durch das Zauberwort »Tempo!« bewirkt, und wie Piscator seine Leute durch die von ihm hergestellte Textwüste einherjagte, das bot in seiner Art wirklich das imposante Bild jener zeitgemäßen Zweckhaftigkeit ohne Zweck, die aus dem Hohlraum alles herauspumpt, was nicht vorhanden ist, zwischen keinem Ursprung und keinem Ziel sich Bewegung macht und nichts Fixes kennt außer der Idee, daß eben dies der Fortschritt sei. Im Durch— und Gegeneinander der Stile vollzieht sich das Getümmel: als hätte sich die starre Form jenes subalternen Heldentums, das ein Greuel der wilhelminischen Ära war, dem verjährten naturalistischen Antrieb gehorchend, aufgelöst in Gallert, dessen quabbelnde Masse Leben vortäuscht. Dieses in die Bude zu bringen — das ist die Anstrengung der schweißtriefenden, schweißtreibenden Animierkunst, die sich Regie nennt. Daß es einst für Karl und Franz einen Matkowsky und einen Lewinsky, ja daß es überhaupt je eine Schauspielkunst gegeben hat, von welcher doch ein Echo an irgendeiner Kulisse haften müßte, läßt, was sich da oben abspielt, zunächst nicht einmal ahnen. Wird man plötzlich des Verlustes inne, dann hat man den Eindruck, daß auch dort ein Bewußtsein davon vorhanden sei, und die Tonfallsschnoddrigkeit, mit der sich das Elend tröstet, wirkt als der eigentliche Stil dieser Schauspielerei, bekräftigt von einem kritischen Neuligtum, das auch alles Elementare der Vorzeit als »epigonisch« abtut. Was in der frechen Willkür dieses Reformertums einzig als Zeitnotwendigkeit begründet erscheint, ist: nicht anders zu können, als das, was es nicht kann, zu verunehren. Nicht einmal fähig, das Mißgebilde ihrer selbst, hervorzubringen, nicht wie Richard »die eigne Mißgestalt erörternd«, zieht diese neue Theaterkunst doch gleich ihm den Gewinn aus der Verkürzung und ist »gewillt, ein Bösewicht zu werden«: sich an dem Werk der Kultur durch Eselsohren und Krähenfüße schadlos zu halten. Daraus allein erklären sich diese umstürzenden Eingebungen, daß man über Sein oder Nichtsein monologisieren und sich da-

bei die Hosenträger anknöpfen kann oder daß eine Schar, die sich in den böhmischen Wäldern herumtreibt, Melonenhüte und orthozentrische Kneifer trägt, weil der Bürger sonst die Gefahr für entrückt hielte. Denn das verstehe sie unter »Herausschälung des Zeitgehalts«, »Transponierung ins Heutige«, unter »geschichtlich—politischer Erweiterung des Themas«, das ist ihnen der »grandiose Aufriß« oder wie die Redensarten sonst lauten, die in der kritischen Schnauze Platz haben. Wenn das Zeitbedürfnis schon im Totschlag der Formen befriedigt ist, dann freilich haben diese neuberlinischen Szenereien eine Vollkommenheit des Stils erreicht, die eine Weiterentwicklung nicht mehr zuläßt. Aber das Zeitgemäße an all dem ist nichts als dessen Möglichkeit, als die Wehrlosigkeit der im Geldbetrieb ramponierten Großstadtnerven gegenüber den Ersatzkünsten eines Theaters, mit dem die Literaten Schindluder spielen. Seitdem es aufgehört hat, auf den Beinen der schauspielerischen Persönlichkeit zu stehen, bedarf es der Prothesen, die ihm die »Regie« beistellt. Indem sie nun von keinem andern Gedanken ausgeht als wie sie das, was sie nicht machen kann, anders machen könnte, darf sie des Zulaufs einer Schicht sicher sein, deren Leben sich nicht unmittelbarer mit der Natur verbindet. Darum ist Piscator der Schöpfer nach dem Anspruch der Zeit, welche freilich in jener Zone mit der besonderen Frechheit aufbegehrt, die etwa die »Pandora« aus dem Grunde ablehnen würde, weil da nichts »Heutiges« herausschaut. Denn dieser auftrumpfende Flachsinn macht ja nicht nur ein Geschäft damit, sondern auch eine Doktrin daraus, den Zeitwert des Kunstwerks in seiner Eignung zu erkennen, sich von der Kommishand, die danach greift, »aktualisieren« zu lassen. An den »Räubern«, zu deren Schutz immerhin kulturelle Pietät dem Gelüste zu wehren hätte, ist eine Arbeit verrichtet worden, die dem Erneuerer weniger den Vorwurf einträgt, daß er Schiller verkürzt als daß er dessen Namen stehen gelassen hat: keinem Hörer wäre es eingefallen, ein Plagiat zu vermuten. Unter den vielen Umständen, die eine Identifizierung mit irgendeiner Fassung seit der Mannheimischen unmöglich machten, war das Fehlen des Kosinsky bemerkenswert, dessen Motiv, sich der Bande anzuschließen, Piscator offenbar nicht für politisch einwandfrei gehalten hat. Der Bastard von einem Edelmann dagegen — aus dem Dunkel der Erinnerung tritt die edle Gestalt Roberts hervor — durfte mitspielen, freilich in der Erscheinung eines Berliner Budikers. Indes wäre es kleinlich, an den Trägern der Handlung mäkeln zu wollen, auf die es ja im entfesselten Theater überhaupt nicht ankommt und zu deren Individualisierung irgendeine Minderwertigkeit oder Abwegigkeit genügt. Der eigentlich revolutionäre, fast schon durch Tradition beglaubigte Gedanke dieser Regie beruht in der Ableitung alles darstellerischen Eigenlebens, soweit die Solisten noch dazu fähig wären, auf die Masse, die in allem bis auf die Gage als prominent anerkannt wird. In Stücken, wo sie nicht vorkommt, hilft man sich mit einem Apparat, es wird etwa ein Lift auf die Szene gebaut, der die Aufmerksamkeit vom Dialog abzulenken hat, was ihm unschwer gelingt, welchem Zweck jedoch die Masse noch besser, nämlich nicht nur durch Bewegung, sondern auch durch Lärm gerecht wird. Bei der akustischen wie optischen Entfaltung ihrer Fähigkeiten ist die erregende Wirkung in Anschlag gebracht, die der sogenannte Klamauk auf das Berliner Publikum unfehlbar ausübt, das, der Überredung durch eine heroische oder sentimentalische Aktion kaum mehr zugänglich, sofort gesammelt wird, wenn's auf der Bühne drunter und drüber geht — Donnerwetter, da tun se mit! Der Solist muß schon etwas sehr Apartes haben, um in Berlin beide Geschlechter, Päderasten wie Lesbierinnen, anzuziehen. (Solche Wirkung ist, tief unter dem Kulturkreis, wo das Moissige und das Bergnerhafte begehrt sind, selbst in den Niederungen des nationalen Kleinbürgertums feststellbar;

unvergeßlich bleibt mir der Orkan, den in einer Rührszene der Ausruf entfesselte: »Ein Volk, das solche Mädels hat, kann nich untergehn!«, wobei das Mädel, von einem Klachel dargestellt, so hoch aufhüpfte, daß Elefantensäulen sichtbar wurden.) Was aber unbedingt fortreißt, ist das Unisono in dem Entschluß einer Masse, ihren Mann zu stellen und dem noch unerlösten Sklavengefühl in der andern Masse den Herrn zu zeigen. Diese Kunst des disziplinierten Chaos, von Reinhardt ersonnen, von Piscator mit einem Einschlag von russischer Massage ausgebaut und vertieft, überträgt den Aufstand von der Szene in den Zuschauerraum, die Peitsche, mit der jene die Komparsen aufgeregt haben, lassen diese das Publikum fühlen, und von der Orgie, die sich da abspielt, kann sich nur der eine Vorstellung machen, der sie mitgemacht und sich von dem vollwertigen Ersatz der alten Tierhetzen durch das neue Theater vergewissert hat. Wer es nicht sah und hörte, wie da durch einen Laufgraben die Räuber herbeiströmten, immer neue, von den schon angelangten korybantisch begrüßt — natürlich nicht, um als geschulter Räuberchor die Pflege des Männergesangs mit der Führung eines freien Lebens zu verbinden, sondern um sich als Jazzbande auszutoben —, wem nicht vor Hören und Sehen es verging, wie da Menschenleiber sich unter dem Geheul der Sirenen wanden und wie die Sensation des befreiten Roller, mit der Vernichtung des Textes teuer bezahlt, als große Station der Hetzjagd an die Stelle des Dramas trat, dem läßt es sich nicht glaubhaft machen. Dreimal aber bedauernswert der, der nicht erlebt hat, wie Berlin elementar wurde: wie, eine Reihe vor mir, eine Fettmasse, die mir zum Glück die Aussicht auf die Szene versperrte, der Stimme nach ein Weib, in Glut und Wallung, in den Zustand der wabernden Lohe geriet, sich nicht mehr halten konnte und, da immer mehr Räuber zuströmten und der Genuß immer größer wurde, mitten hinein einen süßschmerzlichen Schrei von sich gab, worin die Erlösung durch einen Gorilla tönte, und zwar so etwas wie: Püffkaatorh — ! Und alle folgten sie nach, Männer und Weiber, der Bann war gebrochen, mitten mang ins Sirenische riefen sie, so lange bis der Vorhang fiel und der Zauberer, der es vermocht hatte, immer wieder vor ihm erscheinen mußte, während ich mich begnügte, die erste Silbe seines Namens, mit etwas schärferem s, hineinzumischen, was meine Lynchung nur durch den glücklichen Umstand nicht nach sich zog, daß man es eben für den Ruf »Piscator!« hielt. In der Pause, wo noch hin und wieder ein »Doll!« nachröchelte, saß alles tief erschöpft da und sie waren, soweit sie zu sich kommen konnten, teils der Meinung, daß es dynamisch, teils daß es dionysisch gewesen sei, wobei die Wahrheit wie immer in der Mitte lag, nämlich daß es dynamisch war. Im zweiten Teil des Abends, wo kein Klamauk mehr den schon Übersättigten Schadenersatz für die dramatische Mißhandlung bot, die sie nun doch zu fühlen schienen, konnte ich, ungefährdet, wengleich verstanden, durchdringen, von Intellektuellen bemerkt, die sich vergebens bemühten, noch dem kläglichen Entschluß des großen Räubers, sich selbst zu helfen, Ehre für Piscator abzugewinnen. Alles in allem kann ich sagen — aber vielleicht nur, weil ich Jeßners »Hamlet« und den »Faust« der Volksbühne nicht mitgemacht habe —: ein schmählicheres Bild vom Untergang des Theaters, ein aufreizenderes vom Übermut einer Libertinerbande, die das Vermögen der Gemeinschaft zur Aushöhnung ihrer kulturellen und nationalen Besitztümer verwendet, wäre nicht vorstellbar. Am nächsten Tag hatte dieser Piscator alle Vertreter der Berliner Urteilslosigkeit, selbst die beiden wichtigsten Prot— und Antagonisten: Mosses Eintänzerich und den Theaterreferendar am Börsen—Courier, in der Ansicht geeinigt, daß die deutsche Bühne seit dem Wendepunkt, da der Regisseur die Hauptrolle übernahm, keine größere Ehre aufgehoben hat. Und anstatt daß die deutsche Demokratie

den Herrn Jeßner darauf beschränkte, seine Anschauung des Theaterwesens in einfältigen Aphorismen niederzulegen, und ein Gesetz machte, das den Denkmalschutz auch auf das Geisteswerk des Klassikers ausdehnt, entrüstet sie sich in Protesten, wenn eine Theaterleitung so verwegen war, das Geisteswerk Piscators zu entstellen. Berlin ist nämlich auch nach Schluß der Vorstellung in Aufruhr, weil jetzt Herr Piscator den historischen Kitsch eines zeitgenössischen Autors zu einem aktuellen Kitsch mit kommunistischem »Aufriß« gemacht hat und weil dies von seinen Auftraggebern beanstandet wurde. Ob die Berliner Volksbühne, die durch die Einbürgerung oder vielmehr Einproletarisierung des Unfugs das größere Verbrechen an den ihr anvertrauten Interessen begangen hat — und auch ein größeres als das Staatstheater —, sich durch eine nachträgliche Remedur entschönt, und ob sie ein materielles Recht auf sie hat; ob der Beweggrund die Reue über ihre kulturelle Missetat war oder eine spießbürgerliche Regung; ob politische Feigheit oder ein Rest von kulturellem Gewissen den Schritt verantwortet — unter allen Umständen bleibt die Bändigung Piscators ein Gewinn. Der Entschluß jedoch, hier das Besitzrecht des Künstlers zu verteidigen, für Piscator gegen die Antastung schöpferischer Werte zu protestieren, bleibt ein Einfall, der nur der Humorlosigkeit dieses fortschrittlichen Literatentums entstammen konnte, das immer auf die falsche Parole marschiert, die irgendein Schwätzer der Freiheit ausgibt, und an dessen Spitze immer wie ein Mann die beiden Brüder stehen. Sie bezeichnen ihren Piscator als den »lebendigsten und zukunftsreichsten Künstler und Kämpfer«, und jener Ihering, der in den verkannten Fußstapfen seines Vorfahren den Kampf ums Unrecht sekundiert, findet den Schritt der Volksbühne »beinahe noch grotesker, als wenn das Kultusministerium nach einer Premiere des Staatstheaters öffentlich gegen Jeßner Stellung nehmen würde«. Aber eben diese Groteske, in Form der Abdankung, ist nach den »Räubern« wie dem »Hamlet« das Kultusministerium dem Kulturgefühl schuldig geblieben, so daß es leider der nationalen Reaktion überlassen war, die Schändung der Staatsbühne zu einem Politikum zu machen und Wind auf die liberale Mühle zu treiben. So sind auch jetzt wieder links und rechts die Mäuler aufgerissen, um für und gegen eine bolschewistische Propaganda der Szene zu schreien, wo es sich doch einzig und allein darum handeln könnte, der radikalen Denaturierung des Theaters durch den Literaturschwindel Einhalt zu gebieten. Wenn dem Bedürfnis des Herrn Ihering nach der Groteske nicht durch das Pathos genügt ist, mit dem die politische Freiheit für das künstlerische Unvermögen einsteht — nach jenem Gesetz der Serie, dem in Deutschland die Proteste der Intellektuellen seit 1914 gehorchen —, so hilft ihm vielleicht das Nachspiel, das der letzten Kundgebung gefolgt ist. Viel klarer als durch diese erscheint der Persönlichkeitswert, der in Piscator getroffen wurde, dargestellt durch eine »Kundgebung der Komparsen des Staatstheaters«, die ihm ihre wärmsten Sympathien aussprechen und sich »mit seinen Anschauungen und bahnbrechenden künstlerischen Bestrebungen durchaus solidarisch« erklären. Daß Komparsen nicht anders als solidarisch auftreten, ist nicht so überraschend wie das nämliche Gebaren bei Dichtern. Sie würden sich aber auch freuen,

bald Gelegenheit zu haben, im Staatstheater *durch unsere Tätigkeit* Ihre großen Ideen unter Ihrer Regie zu *propagieren* und *weiterhin durchsetzen* zu können.

»Folgen 36 Unterschriften«, wie ohne deren Anführung die Reklamenotiz schlicht bemerkt. Es sind ja keine Literaten, es sind die ruhmlosen Helfer einer großen Idee, und man erfährt, was für ein Werk es ist, das ohne Propagierung durch ihre Tätigkeit unerkannt, ungetan bliebe. Ja wohl: hier sind —

wenn es erlaubt wäre, in Piscators Nähe ein Schillerzitat zu gebrauchen — die starken Wurzeln seiner Kraft, dort in der fremden Welt der Persönlichkeit steht er allein. Und nie zuvor dürften auch umgekehrt wieder Komparsen ähnliche Dankbarkeitsgefühle für einen Komparseriechef gehegt haben, denn ehedem gönnte ihnen ein solcher höchstens etwas Rhabarber als künstlerische Kost, um nicht von den wichtigeren Vorgängen der Aufführung abzulenken, während ihnen jetzt eben dies obliegt und sie zwar die Hetzpeitsche fühlen, aber sich dafür ausleben dürfen und künstlerisch so über sich empor und untereinandergebracht werden, daß sie alle zusammen einen Prominenten machen, der die andern glatt an die Wand spielt. Sie bestätigen nur, was nicht zu leugnen ist: ihren Löwenanteil an dem Erfolge, daß der Theaterbesuch wieder ein Erlebnis geworden ist. Die gerechte Anerkennung der Komparsen für Piscator mit der selbstbewußten Einschätzung der Hauptrolle, die er ihnen zugewiesen hat, ist ein Dokument, dem nichts an die Seite zu stellen wäre, um den Punkt zu bezeichnen, an dem die Entwicklung des Theaters angelangt ist. Daß es den Ernst der mit Namen unterzeichneten Kundgebungen sprengen könnte, ist von einer Zeitlichkeit nicht zu erwarten, der das »Tempo« allen Ersatz für Phantasie und Humor gewährt hat.

\*

Ich glaube, meinem Urteil über Piscator und die Tatkraft, mit der er seine Mission im heutigen Geistesleben Deutschlands erfüllt, keine Ausdrucksmöglichkeit schuldig geblieben zu sein. Ich müßte denn hinzufügen, was ich unter dem unmittelbaren Eindruck der »Räuber«—Aufführung an Ort und Stelle als meine Ansicht geäußert habe: daß eine Nation, die in dem von ihr erhaltenen Theater solche Zurichtung ihres eigensten Dramatikers gewähren läßt, sich der Aufnahme in den Völkerbund unwürdig erwiesen hat, dessen Gemeinsamkeit doch nicht bloß in der Enthaltung vom Menschenmord, sondern auch in der Bewahrung einer geistigen Ehre beruht. Mit dem ganzen Aufgebot der Indignation, die den Vers macht, schrieb und sprach ich damals das Gedicht »Berliner Theater«, in dessen Vorwort ich kurz auf den Anlaß verwies, dem es seine Entstehung verdanke, auf den Eindruck, den mir jene »Räuber« »unter der Hand eines gewissen Piscator« hinterlassen hätten. Wie aber jedes Urteil sein Vorurteil hat, indem doch insbesondere meine publizistischen Äußerungen den Beweggrund der Ranküne an der Stirn tragen und einer nachtragenden Eitelkeit, die durch Mißerfolge in der Welt verkürzt und durch Abweisung verletzt wurde, so ist es auch hier der Fall. Schon längst wollte ich es freiwillig bekennen, da die Erscheinung Piscators doch nachgerade hinreichend Format gewonnen hat, um unsreinem auch ein bißchen Renommee abzuwerfen, wenn man sich einer früheren Beziehung rühmen darf. Diese zwar reizvolle, aber doch nicht wenig heikle Aufgabe — denn die Eitelkeit wäre ja auch verdächtig, zu renommieren — wird mir durch den Zufall erleichtert, der mich erfahren ließ, daß Piscator selbst für die Enthüllung meines Vorurteils tätig ist. Da es dreißig Jahre gebraucht hat, bis mein Kampf gegen den Journalismus sein Motiv, des Hinauswurfs aus der Neuen Freien Presse verlor, so wäre immerhin zu befürchten, daß weitere dreißig Jahre vergehen könnten, bis meine Verabscheuung der Unkunst ihr Motiv einer persönlichen Kränkung durch Piscator einbüßte. Darum kommt mir ein Dokument gelegen, das es mir schon heute ermöglicht, den Verbreiter dieser Version beim Wort zu nehmen. In diesem Dokument, für dessen Zuverlässigkeit die Ehre der Gewährsmänner einsteht, wird geschildert, wie Piscator in einer Stadt, wo er als Regisseur gastierte — denn das gibt es jetzt —, nach einer Probe mit zwei Schauspielern ein Gespräch über Zeitungskritik und —kritiker führt. Man spricht über einen aus Berlin, dessen Eintreffen zur Premiere erwartet

wird, über einen von der Gilde, die zu fürchten und vor der sich zu erniedrigen die armen Schauspieler durch keine soziale Sicherung bewahrt werden können.

Man spricht davon, daß gewisse Kritiker gegen gewisse Schauspieler eine durch keine Leistung zu zerstörende Aversion haben. Darauf sagte Piscator: »Was wollense — überhaupt Kritiker! Da hat jetzt der Kraus in der letzten Fackel über mich verächtlich geschrieben: Ein gewisser Piscator.« Antwort: »Das gehört doch nicht in diesen Zusammenhang; Kraus ist doch in dem Sinn kein 'Kritiker'!« Piscator: »Wieso nich? Und wissense, warum das Janze is? Weil ich ihn mal bei einer Veranstaltung von der Berliner Künstlerhilfe ersucht habe, mitzuwirken. Darauf hat er abgelehnt und hat mich aufmerksam gemacht, daß man seinen Namen nicht mit zwei s, sondern mit einem s schreibt. Darauf habe ich ihm einen Brief jeschrieben mit der Anrede: 'Verehrter Herr Krause', und seit der Zeit hat er ein Vorurteil gegen mich.«

Interessant, und inzwischen gewiß in den literarischen Kreisen Deutschlands zur gültigen und bündigen Erklärung geworden für eine Aversion, die doch unmöglich anders zu erklären wäre. Es kann auch nicht bestritten werden, daß etwas dran ist. Die verweigerte Mitwirkung und das abgelehnte s kann ich nicht leugnen. Was freilich die Feststellung Piscators betrifft, daß er mir einen Brief mit der Anrede »Verehrter Herr Krause« jeschrieben hat, so ist sie eine Lüge. Piscator war kein Vorkämpfer der Stundenüberei, wiewohl die Motivierung meines Kampfes aus der verletzten Eitelkeit schon einen verwandten Zug aufweist, aber auch die bekämpfte Leistung — ein szenisches Weltbild, das die Erneuerung des Libertinertums im Triumph des Schufferle vorführt — nicht zu weit von jenem Kaliber entfernt sein mag. Wie immer, wird auch hier im Zusammentreffen mit mir die Einheit der Persönlichkeit offenbar und die Anfechtung meines Urteils zur Bestätigung. Hätte ich nun einen Brief mit jener Aufschrift erhalten, er wäre nicht unbeantwortet, nicht unveröffentlicht geblieben, denn er hätte als überraschende Wendung der Devotion, deren sich der Schreiber bis dahin befließ, die Unanständigkeit, für die er sich damals entschuldigen mußte, beträchtlicher gemacht und es wichtig erscheinen lassen, der Öffentlichkeit zu zeigen, welcher Sorte die »Künstlerhilfe« für die hungernden Russen anvertraut war. Wenn Piscator einen Brief geschrieben hat, der nicht eingetroffen ist, so müßte er es durch Vorweisung einer Kopie oder durch Eid beweisen. Bis dahin beschuldigt er sich zu Unrecht einer Überei. Aber selbst wenn er den Beweis für diese erbringen könnte, wäre, da ich bis zum Erscheinen jener Verse in Unkenntnis von Ihr war, mein Vorurteil gegen ihn bloß auf die Tatsache zurückzuführen, daß er meinen Namen mit zwei s geschrieben hat. Sie würde zur Bildung eines so starken Vorurteils kaum ausreichend befunden werden, wiewohl ich nicht leugnen möchte, daß diese Nuance im Zusammenhang mit dem Fall selbst, der den Inhalt des Briefwechsels gebildet hat, immerhin geeignet war, es anzuregen und die Figur Piscators als die eines Aufmachers zu betrachten, der auf Grund einer Beziehung, die ihn nicht einmal den Namen eines Schriftstellers zu schreiben befähigt, über diesen verfügen zu können glaubt. Das wird durch den Briefwechsel klar werden und jedermanns Urteil über seine »Räuber« in mein Vorurteil gegen Piscator zurückverwandeln. Dieses reicht sogar auf seinen eigenen Namen zurück, der mir als ganzer nicht richtig geschrieben schien, und auf das imposante Geschäftspapier, dessen er sich für die hungernden Russen bediente, auf dem alles was zum Betrieb gehört da war, also nicht so wie bei arme Leute. Ich war, wiewohl mir der Begriff einer

»Künstlerhilfe« für die Hungernden in Rußland immer etwas problematisch vorkam, jedenfalls in Wien der einzige Künstler, der die sonderbare Parole in dem aktiven Sinn befolgt hat, in dem sie gemeint war, da ich den vollen Ertrag etlicher Vorträge dem guten Zweck zuwandte, ohne auch nur ein Quentchen der Reklame zu beanspruchen, mit der anderen Künstlern geholfen wurde, als der Versuch mißlang, durch sie den hungernden Russen zu helfen. Wenn ich nicht irre, hat sich später die Erkenntnis, daß die Künstler zur Hilfe nicht imstande seien, dem natürlichen Wortsinn solchen Passivums anbequemt und im Vertrauen auf die größere Bereitschaft der Bourgeoisie, den Künstlern zu helfen als den Russen, eine Unterstützungsaktion für jene auch im materiellen Begriffe herausgebildet. Als dies aber noch nicht der Fall war, hat mir die »Österreichische Künstlerhilfe für die Hungernden in Rußland« — siehe Nr. 595 — 600 — für die »großzügige, ununterbrochene Unterstützung in— und außerhalb der Grenzen Deutschösterreichs« gedankt und erklärt, daß sie durch diese »den bisher größten Beitrag erhalten« habe. Es würde Herrn Piscator eher gelingen, meine Aversion gegen ihn als meine Ablehnung eines Anteils an der Hilfe für die Russen mit der falschen Schreibung meines Namens in Zusammenhang zu bringen. Worum er mich ersucht hat, hätte ich ihm auch bei richtiger Schreibung verweigert. Es stand mir nicht zu, es zu gewähren, und er hat meinen Namen noch ganz anders mißbraucht. Vom 25. Oktober 1921 war das folgende Telegramm datiert: .

Karl Krauss im Verlag Fackel Wien

Beabsichtigen Staatstheater unter Mitwirkung *erstklassigster* Künstler Dostojewskifeier Fragen an ob Sie gewillt sind einleitendes Referat zu *übernehmen* Künstlerhilfe für die Hungernden in Rußland Wilhelmstr. 37/38 Berlin

Darauf wurde telegraphisch mit dem Bedauern geantwortet, daß dies nicht möglich sei. Einer Begründung der Absage schien es insofern nicht zu bedürfen, als es doch Kunstleuten verständlich sein mußte, daß ich einem Wunsch von außen, einem gesetzten guten Zweck wohl als Vorleser, aber nicht als Schriftsteller dienen, daß ich für Notleidende aus Nestroy lesen, aber nicht über Dostojewski schreiben könnte. Vom 17. November war nun das Folgende datiert:

Dostojewskifeier auf 27. verschoben. Bitte *unbedingt* Vortrag zu *übernehmen* Künstlerhilfe

Es wurde telegraphisch geantwortet, daß dies leider ganz unmöglich sei. Mit dieser Antwort kreuzte sich wohl das folgende vom 19. November datierte Telegramm:

Druck des Plakates nicht aufschiebbar darum Mitwirkung eingesetzt rechnen bestimmt mit Eintreffen Thema Dostojewski Unkosten werden ersetzt Künstlerhilfe Berlin Wilhelmstr 37/38

Mein Vorurteil gegen Piscator kann, da sein Name mir verborgen war, damals noch nicht entstanden sein, wohl aber der Eindruck von einem Managertum, das, vielleicht mit der Entschuldigung des guten Zwecks, die schlechtesten Praktiken des Konzertmarktes überbietet. Es wurde telegraphisch geantwortet, daß die Ablehnung vor dem Plakatdruck erfolgt sei und eine Berichtigung erwartet werde. Darauf traf ein Schreiben ein, datiert vom 25. November, worin die Weisung, daß »sämtliche Zuschriften an Erwin Piscator *persönlich* zu adressieren sind«, zum erstenmal und balkendick mit diesem Eigennamen vertraut machte:

Herrn Karl Krauss

Sehr geehrter Herr Krauss,  
wir bitten vielmals um Entschuldigung, daß wir etwas voreilig gehandelt haben. Aber wir bitten Sie, nicht zu vergessen, daß die *Schwierigkeiten*, unter denen wir *die Mitwirkenden* für eine *derartige* Veranstaltung *sammeln* müssen, *derartig groß* sind und *bis zur letzten Minute ungewiß*, daß wir mit dem Druck des Plakates, das acht Tage vorher hängen sollte, nicht länger warten konnten. Im übrigen *hofften* wir, da Sie Ihre Mitwirkung *mit eigenem Bedauern für den 13.* abgelehnt hatten, *diese* vielleicht für den 27. in Frage käme. Wir bedauern herzlichst, daß auch dieses nicht der Fall ist und dürfen vielleicht den *Wunsch* aussprechen, da Sie doch in den Dezembertagen hier sind (Anm.: Es waren Berliner Vorlesungen angekündigt), für uns in irgend einer Weise *tätig zu sein*. Eine Richtigstellung ist bereits in die Presse gegangen und ebenso wird das Plakat geändert.,  
Wir hoffen, daß dieser bedauerliche Vorfall kein Ärgernis bei ihnen zurückläßt und zeichnen

mit hochachtungsvollem Gruß  
Künstlerhilfe

Erwin Piscator

für die Hungernden in Rußland

Diese Hoffnung war trügerisch, die Persönlichkeit Piscator nun zum erstenmal in Erscheinung getreten. Daß es ein Schriftsteller sei, entnahm ich aus den »derartig« großen und bis zur letzten Minute ungewissen Schwierigkeiten der Satzbildung, aus der stilistisch wie moralisch eigenen Konstruktion seiner Wünsche und Hoffnungen, wie aus der Rechtfertigung seines Vorgehens gegenüber der klaren Tatsache, daß ich mich nicht unter den von ihm gesammelten Erstklassigsten befinden wollte. Insbesondere aber die Unterschiebung eines Datums, auf das sich diese Weigerung bezogen hätte und das nie bekanntgegeben war, erforderte die folgende Antwort des Verlags der Fackel vom 29. November:

Auf Ihre w. Zuschrift teilen wir ihnen mit, daß es völlig unrichtig ist, daß wir die Mitwirkung des Herrn Karl Kraus »mit eigenem Bedauern für den 13. abgelehnt« hätten. Richtig ist vielmehr, daß wir, ohne uns auf irgendeinen Termin zu beziehen, bedauernd abgelehnt haben. Sie waren also unter gar keinen Umständen berechtigt, seinen Namen auf ein Plakat zu setzen. Dazu kommt noch, daß Ihre freundliche Meinung, gerade Herr Karl Kraus sei berufen, einen Vortrag über Dostojewski zu halten, sich schwer genug mit dem Umstand vereinbaren läßt, daß Sie — wie aus drei Telegrammen und einem Brief hervorgeht — nicht einmal wissen, wie sein Name geschrieben wird.

Darauf Piscator am 6. Dezember:

Sehr geehrte Herren,  
da wir Herrn Karl Kraus *für den 13. Nov.* gebeten hatten, konnte sich *selbstverständlich* seine Ablehnung *zunächst einmal nur* auf den 13. beziehen. Wir telegraphierten zum zweiten Mal am 17. Nov., erhielten Antwort *erst* am 19. spät abends. Da Plakatdruck inzwischen unaufschiebbar war und *für den Vortrag ein Name genannt werden mußte*, und wir uns gerade von dem Namen Karl Kraus auch eine große propagandistische Wirkung versprochen, *sahen wir uns genötigt, ihn auf das Plakat zu setzen*. Wir telegra-

phierten am 19. nachmittags nochmals in der *Hoffnung*, daß durch das Ausbleiben der Antwort eine Zusage vielleicht doch angenommen werden konnte.

Wir bitten nochmals um Verzeihung für diesen bedauerlichen Zwischenfall. Wenn ich auch »die freundliche Meinung« von der *Berufung* des Herrn Karl Kraus für einen Dostojewski—Vortrag hatte, so glaube ich doch nicht, daß die Stenotypistin über die Richtigschreibung des Namens so unbedingt Bescheid wissen mußte. Ich bitte ihretwegen um Verzeihung.

Hochachtungsvoll

Erwin Piscator

Auf dem Pferdemarkt dürften — nebst allen richtigeren Schreibungen — die Usancen doch andere als bei der Akquirierung für einen Dostojewski—Vortrag sein, zu dem man nicht nur berufen ist, weil man berufen wird, sondern der vorhanden ist, ehe es der Vortragende weiß, und in dessen Ankündigung dann nur der Name eingesetzt werden muß. Selbst wenn es wahr wäre, daß jener jemals »für den 13. Nov.« gebeten wurde, wäre es doch, sollte man meinen, außerhalb des literarischen Maklertums »selbstverständlich«, daß sich die Ablehnung nicht »zunächst einmal« auf das Datum des Vortrags, sondern durchaus auf diesen selbst bezogen hat. Darum war schon das zweite Telegramm ein Akt der Zudringlichkeit und das dritte nicht mehr der Ausdruck einer »Hoffnung«, daß »eine Zusage angenommen werden konnte«, sondern der Versuch einer Nötigung durch ein *Fait accompli*. Nur von einer solchen kann die Rede sein, nicht von der Notwendigkeit, den Namen aufs Plakat zu setzen, denn mit welchem Recht würde aus dem Nichteintreffen der Antwort auf ein am 18. zugestelltes Telegramm — also binnen eines Tages — die Zusage abgeleitet, die schon einmal verweigert wurde? Man mag es für das Verhängnis einer Menschennatur halten, daß sie dem Drang nicht wehren kann, dergleichen auch in dem Bereich einer durchlässigeren Gesittung festzustellen, aber »so bin ich einmal, meine liebe Mutter«, sagt die Mamsell Nitouche, und wie nötig solche Festlegungen sind, zeigt sich ja eben an einem Fall, wo nach Jahren ein entstellter Sachverhalt die Verdächtigung eines Kunsturteils ermöglicht. So wurde er denn, wengleich erst am 10. Januar 1922, dem Herrn Piscator klar gemacht:

Nach Rückkehr des Herrn Karl Kraus teilen wir ihnen als Antwort auf Ihr Schreiben vom 6. XII. das Folgende mit:

Ihre Behauptung, daß sich seine Ablehnung »selbstverständlich zunächst einmal nur auf den 13. beziehen konnte«, ist falsch. Wäre sie aber selbst richtig, so hätten Sie eben die Antwort auf Ihr zweites Telegramm abzuwarten. Sie haben es am 17. November abgesandt und die Antwort »erst am 19. spät abends erhalten«. Selbst wenn Sie es noch später erhalten hätten, so hätten Sie kein Recht, den Namen aufs Plakat zu setzen. Daß der Plakatdruck »Inzwischen unaufschiebbar war und für den Vortrag ein Name genannt werden mußte« — was wohl Ihr, aber keines Andern Interesse berührt —, rechtfertigt noch bei weitem nicht die Verwendung des Namens eines Autors, dessen Zustimmung Sie nicht hatten. Daß Sie sich »gerade von dem Namen Karl Kraus eine große propagandistische Wirkung versprochen«, ist ein Motiv, das nur dann als Entschuldigung in Betracht kommen könnte, wenn bei der Aneignung eines Wertgegenstandes der höhere Wert ein entlastendes und nicht im Gegenteil ein belastendes Moment wäre. Daß Sie aber so hohen Wert auf die Mitwirkung des Herrn

Karl Kraus legten, beweist nur, wie wenig Sie von seiner Wirksamkeit wissen. Nicht so sehr die Vermutung, daß er der geeignete Mann sei, eine Rede über Dostojewski zu halten, als der Glaube, daß er sich auf eine Aufforderung hinsetzen und einen solchen Vortrag verfassen werde, von dessen Lieferung der Besteller also viel früher weiß als der Verfasser, zeigt, wie Sie sich die Arbeitsweise des Autors, auf dessen Mitwirkung Sie Wert legen, eigentlich vorstellen. Daß nun nicht Sie, sondern Ihre Stenotypistin sich darüber im Unklaren ist, wie der Name dieses Autors geschrieben wird, ist insofern ein nebensächlicher Umstand, als wir vermuten, daß drei Telegramme und ein Brief in einer Ihnen so wichtigen Sache vor Absendung durch Ihre Hände gegangen sein dürften und Sie immerhin Gelegenheit haben konnten, den Unfug zu bemerken. Wir haben allen Grund, anzunehmen, daß bei der Textierung des unaufschiebbaren Plakatdrucks gleichfalls Ihre Stenotypistin mitgewirkt hat und somit in Berlin bekannt wurde, daß Herr Kraus unter »erstklassigsten Künstlern« an der Dostojewski—Feier mitwirken werde. Trotzdem hat man ihn leider agnosziert, und dies allein ist der Grund unserer Beschwerde. Es sind nämlich infolge der widerrechtlichen Affichierung seines Namens, den Sie später, leider zu spät durch den des Herrn Zweig ersetzt haben, Herrn Karl Kraus mancherlei Belästigungen widerfahren und es wurden Mitteilungen an Interessenten notwendig, die seine Anwesenheit in Berlin schon zu dem von Ihnen festgesetzten Zeitpunkt mit Recht angenommen haben. Da Sie sich auch die Spesen einer berichtigenden Erklärung in den Zeitungen erspart haben sollen, glauben wir keine Fehlbitte zu tun, wenn wir zur Entschädigung den Betrag von Mark 50 ansprechen, den wir durch Ihre gfl. Vermittlung der Künstlerhilfe für Rußland zuwenden.

Auf dieses Schreiben ist keine Antwort erfolgt, weder eine, die die Anrede »Verehrter Herr Krause« enthielt, noch eine solche, die die Zuwendung von Mark 50.— an die Künstlerhilfe für die Hungernden in Rußland in Aussicht stellte. Eher würde ich vermuten, daß die erste auf dem Postweg verloren gegangen sei. Mein Vorurteil gegen Piscator jedoch, bereits gebildet, bedurfte solcher Ergänzung nicht. Ohne eine Ahnung, ob ich auch nur so viel von Dostojewski wisse wie er selbst, bestellte er meinen Vortrag, setzte meinen Namen, wie er ihm vom Hörensagen bekannt war, auf das Plakat, um ihn im letzten Augenblick durch den passenderen des Herrn Stefan Zweig zu ersetzen, den wohl eine vorrätige Kennerschaft befähigte und kein Bedenken abhielt, die Sache zu »übernehmen«. Seit dem Auftrag Piscators und jener berühmten Einladung des »Junggesellen«<sup>1</sup> habe ich keinen derartigen Beweis der Überschätzung meiner Fähigkeiten aus Deutschland empfangen bis kürzlich, da eine Stuttgarter Zigarettenfirma ein Gutachten über den Wert ihrer Reklame von mir erwünschte. Sie scheinen mich alle, Koofmichs wie Kommunisten, für einen der erstklassigsten Schriftsteller zu halten, obwohl mein Name doch nie in den deutschen Blättern genannt wird und wenn doch einmal, so mit zwei s. Aber der Ruhm wächst draußen auf wunderbare Weise. Piscator zum Beispiel erwachte eines Tages und das weitere ergab sich von selbst. Vielleicht ist jedoch sein Ruhm bloß auf den Umstand zurückzuführen, daß er sich einen Namen gemacht hat. Ich vermute nämlich, daß man nicht Piscator heißt, sondern sich so nennt, und das zeugt immerhin von Willenskraft. Der Name Fischer hat in der Literatur gewiß keinen übeln Klang, ob man nun an den Ver-

1 s. Heft 588 »Glossen« # 08 »Aus dem Deutschen«

leger der Ibsen und Hauptmann denken mag oder an den Herausgeber der vergessenen Lyriker. Allein der Name Piscator, der kaum je unter einem andern geistigen Dokument gestanden haben dürfte als den Korrespondenzen der Künstlerhilfe, an deren Richtigschreibung aber vielleicht die Stenotypistin beteiligt ist — der Name klang durch die sturmbewegten Tage, wo das Streben zur deutschen Literatur durch die russische Konjunktur Nahrung fand. Da jedoch auch die Literatur heute vom Wort zur Tat führt, so war es insbesondere das Vorbild eines umgestürzten Theaters, was damals allen, die noch nicht auf der Welt waren, als es ein Theater gab, Verheißung und Mezzie gewährte. Die Künstlerhilfe, die damals die hungernden Russen leisteten, bestand in der Darbietung einer Szene, auf der die Trümmer, die die Revolution zurückgelassen hatte, als Versatzstücke verwendet wurden. In Berlin, wo sich ohne die adäquaten Voraussetzungen ein großes Angebot von Tairoffs fühlbar machte, half man sich mit Treppen und Zwischenstufen, mit Spiralen und allen Drehs einer Bühne, auf die ein unerlebter Expressionismus frisch vom Papier übersiedelte. Es war die Zeit, wo sich die Entwicklung so von einem Tag zum andern beeilen mußte, daß ins proletarische Bewußtsein, auf welches die intellektuellen Schmonzes abgezielt waren, vor einem Inhalt und als Inhalt selbst, die zerstörte Form in Wort und Bild übergang. Keiner dieser Vertreter von etwas, was sie nicht ausdrücken konnten, hätte auch nur zu sagen gewußt, was sie ausdrücken wollten, selbst wenn etwas zum ausdrücken dagewesen wäre, und eben dieser Zustand, an dem doch nichts zeitbedingt und zeitverhängt war als die usurpierende Ohnmacht, bezeichnete sich als elementar. Die Betätigung, die dem Humbug die vollkommenste Wehrlosigkeit der Nerven sichert, ist die des Bühnenexperiments, und so warf sich denn alles, was selbst in der Presse Schwierigkeiten des Fortkommens zu befürchten hatte, auf »Regie«, immerhin mit der Aussicht, daß, wo auf einen Schauspieler ein Dutzend Regisseure kommen, die nichts mit ihm anzufangen wissen, vielleicht doch einmal ein Regisseur auf ein Dutzend Komparsen käme. Gewiß wäre heutzutage auch ohne die Hilfe dieser Quantität die Ablenkung des Interesses von den künstlerischen Leistungen gesichert, aber die Aufmachung dient eben dem Zweck, von den öden Fensterhöhlen abzulenken, in denen das Grauen wohnt. Man sieht, es ist schwer, Schiller nicht zu zitieren, wenn Piscator in der Nähe ist. Er war das geworden, was sie dort im höchsten Respekt vor der Persönlichkeit »'ne Nummer« nennen, Die Bresche der Zelt zu stürmen, gelang ihm wie keinem, nur was er dort macht, ist von jener Fragwürdigkeit, die eben zu den Problemen dieser Gegenwart gehört. Sein »Zeitbewußtsein« ist von der Vorstellung erfüllt, daß es ein solches gibt, aber worin es besteht und wie es in der Darstellung der Klassiker zum Ausdruck käme, vermag er nicht zu sagen. Darum ist er einer der Wortführer über dieses Thema (in der Weihnachtsnummer des 'Börsen—Courier') und versichert, daß das Drama »neue Bewußtseinsinhalte assimiliert«, wodurch dem Regisseur die Aufgabe erwachse, »jenen Standpunkt zu finden, von dem aus er die Wurzeln der dramatischen Schöpfung bloßlegen kann«. Zum Unterschied von einem lyrischen Gedicht, »das seine Zeitlosigkeit dem einmaligen Anschlagen einer Gefühlsseite verdankt« — er meint eine Gefühlssaite —, »die durch die Jahrhunderte weiterschwingt«. Da aber zweifellos auch das Gedicht wie alles Geschaffene »neue Bewußtseinsinhalte assimiliert«, so kann man von Glück sagen, daß noch kein Lyrikregisseur sich an Claudius und Mörike herangemacht hat. Der Kohl, wiewohl er »Grundsätzliches« von Piscator heißt, dürfte von Ihering gepflanzt sein, jenem Doktrinär, der dem märkischen Sand blühenden Unsinn abgerungen hat. Da heißt es, daß wir »vom Gebrüll der Wirklichkeit taub geworden« seien und unsere Zeit noch zu sehr vom Kriegserlebnis mitgenom-

men, um »die stahlharten, im Gebrüll der Kanonen erprobten Erkenntnisse zu formulieren«, denn sie »wäre stark genug, neue Erlebnisse so gegen vergangene zu setzen«, daß nicht nur die Konstruktion, nein »auch das meiste des Inhalts der klassischen Stücke überflüssig, leer, ja beinahe lächerlich erschiene«. Nachdem Piscator diese im Gebrüll der Kanonen erprobte Erkenntnis formuliert hat, stellt er für die Überlegenheit unserer Zeit einen geradezu zwingenden Beweis her:

Welch ein Fortschritt von der Postkutsche zum Flugzeug, dem wochenlang laufenden Brief zum Radio mit Fernsicht, *welch ein Fortschritt in der Kriegsführung von 1814 zu 1914*, von der kleinbürgerlichen Residenz zur kapitalistischen und proletarischen Welt-internationale.

Sicherlich ein Beispiel für die auffallende Zurückgebliebenheit im Geistigen. Aber sie ist beileibe nicht aus eben diesem Fortschritt der Technik zu erklären, vielmehr durch den Hinweis auf ihn glatt abzustellen. Wir müssen uns eben zusammenehmen und mangels eigener Geistestaten, die die klassischen Stücke lächerlich erscheinen ließen, diesen Erfolg durch ihre Bearbeitung herbeizuführen suchen. »Denn«, fragt Piscator schlicht, »was ist denn das, die Kunst?« Ihre Elemente, erkennt er, sind »die Wünsche des menschlichen Herzens«, vollauf befriedigt, wenn der Schufferle sich des Kindesmords rühmt; ihre Forderungen sind »Bedingungen des klaren Verstandes«, durchaus erfüllt, wenn ein Sketch von Schiller seine Aktualität durch die »Abhängigkeit von den wirtschaftlichen Problemen« beweist. Die Masse muß es bringen, und dem Fortschritt in der Kriegführung entsprechend, ist das Schicksal des Theaters »auf Gedeih und Verderb, mit den Notwendigkeiten, Forderungen und Schmerzen dieser Masse verbunden«.

Es hat *letzten Endes* keine andere Aufgabe, als den Menschen, die ins Theater strömen, all das bewußt zu machen, was noch mehr oder minder unklar und verworren in ihrem Unterbewußtsein schlummert.

Denn die Verwirrung im Unterbewußtsein der Menschen ist so groß, daß sie beinahe an die im Bewußtsein der Literaten heranreicht. Aber in Wahrheit bedeuten deren Experimente das letzte Ende des Theaters, und neben allen Flausen, die ein großstädtischer Sensationspöbel goutieren mag — eben jene »Oberen Fünfhundert«, denen Herr Piscator das Theater zu entreißen vorgibt —, bestehen die Forderungen der Masse mehr denn je darin, daß einer dem andern auf der Bühne ein Bein stellt, in den Bauch stößt, den Stuhl unterm Hintern wegzieht. Die geistigen Wirkungen, die Piscator durch den Räuberummel erzielt, in Ehren — aber gleichzeitig verdankte Herr Shaw einen Kassenerfolg ausschließlich Umständen, wie daß eine Bisgurn von einem Löwen gefressen werden könnte und daß in dessen Haut ein Statist steckt, der dem zahmen Gatten die Pfote reicht. Da gab es einen Lachsturm, welcher aber wieder nicht zu vergleichen war mit der Wirkung eines Komikers in Hauptmanns »Biberpelz«, einer Dichtung, die die Regie Viertels doch bemüht war nicht zu Schaden kommen zu lassen: er setzte sich »letzten Endes« auf die Bank, so daß sie in die Höhe ging. Die Dankbarkeit des Publikums für diesen Effekt zeigte immerhin deutlich an, was noch mehr oder minder unklar im Unterbewußtsein der Masse schlummert. Aber anstatt die stahlharte Erkenntnis zu formulieren, daß der Fortschritt von der Postkutsche zum Flugzeug den Gedankenweg rapid verlangsamt hat, daß die Entwicklung vom wochenlang laufenden Brief zum Radio plus Fernsicht mit der Vertrottelung übereingeht und daß der militaristische Aufschwung von 1814 zu 1914 eben durch die Verkümmern der Phantasie erst ermöglicht wurde, anstatt dessen reformieren

die Literaten das Theater nach den Bedingungen des luftleeren Raums und opfern der Ideologie des Schwachsinn die überkommenen Kulturwerte. Herr Piscator wird auf der hoffnungslosen Suche nach den neuen Erlebnissen, die die Zeit »stark genug wäre gegen die vergangenen zu setzen«, mir vielleicht darin zustimmen, daß es schon etwas bedeuten würde, ein künstlerisches Dokument zu schaffen, das eben diese Ohnmacht zur Gestalt brächte und das, ein Kunstwerk gegen die Zeit, nichts anderes zum Erlebnisinhalt hätte als den fluchwürdigen Rückschritt des menschlichen Geistes im Bann der technischen Entwicklung, den Zusammenbruch der Menschheit im kriegerischen Fortschritt von 1814 zu 1914. Ein solches Werk ist vielleicht vorhanden, und vielleicht hat es Piscator auch an dem guten Willen nicht fehlen lassen, es in die Obhut seiner Regie zu nehmen. Ich meine die »Letzten Tage der Menschheit«, welche, soweit ein Werk ohne Hilfe der Tagespresse mitteleuropäisches Ansehen erlangen kann und sofern dies ein Erfolg ist, ihn errungen haben — in einem Maße, daß jene selbst von Zeit zu Zeit einen Ruhm, den sie nicht gemacht hat, bestätigen muß. Herr Piscator wird mir darin zustimmen, daß dieses Drama wie kein anderes geeignet wäre, ihm die Komparserie zu Dank zu verpflichten. Ich bin verdächtig, seine Inszenierung der »Räuber« nur aus dem Grund für eine Übeltat zu halten, weil er meinem Namen das zweite s appliziert hat, das dem seinen freilich eher gebührte, sei es als Zischlaut, sei es zur Bezeichnung des groben Unfugs, den er an dem Denkmal eines Nationaldichters verübt hat. Aber wenn Verletzung der Eitelkeit mein Urteil bestimmte, sollte nicht ihre Entschädigung dazu noch besser imstande sein? Hätte mein Vorurteil gegen Piscator, von so kleinem Anlaß erregt, nicht vor der großen Aussicht dahinschwinden müssen, als mir sein Wunsch bekannt wurde, die »Letzten Tage der Menschheit« zu inszenieren? Wenngleich nicht von ihm selbst, so habe ich immerhin doch erfahren, daß er hier eine Aufgabe für die Berliner Volksbühne erblicke und daß er sich bemüht habe, in der Zeit, da das Buch vergriffen war, ein Exemplar aufzutreiben. Von mir hätte er keines erhalten, doch vermute ich, daß er von meinem Widerstreben Kenntnis bekam. Herrn Reinhardt ließ ich solcher Kenntnis durch eben den Vertreter teilhaft werden, den er zu mir geschickt hatte, und er erschien mir im Vergleich mit dem Aufreißertum, das heute Berlin rebellisch macht, als ein Hort der Theaterkultur. So sehr ich überzeugt bin, daß die im Gebrüll der Kanonen erprobten Erkenntnisse in meinem Werk wie in keinem andern Produkt der Kriegswelt formuliert sind und hier wie sonst nirgends das Theater »mit den Notwendigkeiten, Forderungen und Schmerzen der Masse verbunden« wäre, so entschieden widersetze ich mich der Aussicht, deutschen Bühnenruhm einer Verbindung von Kinokünsten mit der schmachvollen Armut des schauspielerischen Worts zu verdanken. Den mißwirkenden Kräften der Zeit, deren Erfolg nur der Triumph über den Wert sein kann, die Polemik gegen sie selbst anzuvertrauen, das wäre nicht der Hohn, den ich meine. Sie mögen sich im Stofflichen und im Mißverständnis dessen, was ihrem Begriff von Expressionismus zu entsprechen scheint, von diesem Werk angezogen fühlen — durch keine Faser ist sein Weltleid mit der grinsenden Zeitbejahung ihres Umsturzes verbunden. Sie haben aus der Forderung an die Kunst, sich dem Fortschritt von der Postkutsche zum Flugzeug und vom Säbel zur Gasbombe anzupassen, wirklich so etwas wie eine Weltanschauung gemacht. Daß Sprache eine erledigte Sache sei — soweit sie nicht zur Verständigung im Warenverkehr dient — und daß man sich mit dergleichen in einem Zeitalter nicht mehr abzugeben habe, »das Jazz und Beton hat«, war das Bekenntnis eines führenden deutschen Literaten, als irgendwo das Gespräch auf mich und meinen Wahn gekommen war. Doch auch in jener Rundfrage über die Art, wie man heute Klas-

siker spielen solle, hat Herr Bertold Brecht seine stahlharten Erkenntnisse formuliert:

Nach seiner Räuber—Inszenierung sagte mir Piscator, er habe erreichen wollen, daß die Leute, die das Theater verließen, gemerkt hätten, daß 150 Jahre keine Kleinigkeit seien.

Da Piscator diesen Erfolg auch bei mir erzielt hatte und ich mir vorstellte, daß ich innerhalb dieses Zeitraums beinahe unter erstklassigsten Künstlern auf derselben Szene des Staatstheaters gestanden wäre, auf der nun die Komparsen hausten, ward mir ordentlich feierlich zu Mute. Ich weiß, er hat sie nur entfesselt, weil wir vom Gebrüll der Wirklichkeit taub geworden sind. Aber Brecht weiß auch, warum eine so radikale Umwälzung des szenischen Lebens notwendig war. Das klassische Repertoire habe sich »als hinreichend brüchig und vermottet herausgestellt«:

Man konnte es tatsächlich nicht mehr wagen, es in seiner alten Form *erwachsenen Zeitungslesern anzubieten*. Wirklich *brauchen davon* konnte man nur mehr *den Stoff*. (Gewisse klassische Stücke, *deren reiner Materialwert nicht ausreicht, sind für unsere Epoche ungenießbar*.)

Während man natürlich Shakespearelesern ohneweiters den Börsen—Courier darreichen dürfte. Doch sie sollten sich eben mit diesem begnügen:

*Ganz unumwunden*: ich meine, daß es nicht den geringsten Sinn hat, ein Stück von Shakespeare aufzuführen bevor das Theater imstande ist, die zeitgenössische Produktion zur Wirkung zu bringen.

Das ist die der Leute, die für den Börsen—Courier schreiben und deren Führer ihren Anteil an dem Zusammenbruch des Theaters wie an dem der Sprache in dem stolzen Bekenntnis verkündet:

Wir halten uns *für an* diesem Untergang *in prominenter Weise beteiligt*.

Ich schätze mir gewiß die Ehre, mit diesem prominenten Vertreter der Betonalen den Zeitraum und insbesondere das Sprachgebiet zu teilen, aber ich möchte doch glauben, daß es selbst für das, was man statt Shakespeare erwachsenen Zeitungslesern anzubieten wagt, eine Rücksicht der Zimmerreinheit gibt und daß einem gewissen Sturm und Drang nur ein Hinauswurf entsprechen könnte. Herr Brecht rät ernsthaft — und das wird hunderttausend Zeitgenossen vorgesetzt, die es ganz probabel finden —, mit der klassischen Literatur Schluß zu machen, weil »man sich auch nichts davon versprechen darf, aus den neueren Stücken die Gesichtspunkte herauszuklauben, um sie auf ältere anzuwenden«, also Shakespeare, falls man von ihm schon »den Stoff brauchen« könnte, durch Gesichtspunkte von Brecht zu verjüngen, anstatt diesen als ganzen zu nehmen, wenn man schon das Glück hat, ihn zu haben. Aber mag man selbst von den Leuten, die schlechter schreiben als das Publikum, verstehen, daß sie sich zur Journalistik drängen, so bleibt die Beziehung der neuen Künstler zur Kunst ein Geheimnis, das tief hinter ihrer Gedanklichkeit zurückliegen muß. Diese Galopins, die der Entwicklung voranlaufen und in jedem verkehrstechnischen Betrieb als fünftes Rad am Wagen vielleicht verwendbar wären — was für ein Motor ist es nur, der sie zu den Dingen der Kunst treibt? Man möchte doch glauben, daß der Bestand eines Dichtwerks, von dem wohl eher schon die nächste Generation gerade den »Stoff« nicht brauchen kann, sich durch die innere Aktualität für jede beweist, die überhaupt noch imstande wäre, den geistigen Anteil zu nehmen, den es ihr vorbehält. Man möchte glauben, daß sich am Wert doch nur ein Unvermögen des Zeitalters beweisen könnte, welchem eben in den Maßen der Notwen-

digkeit und der Möglichkeit die Zucht des schauspielerischen Worts entgegenzuwirken hat. »Aktuell« ist die Überwindung des Zeitwiderstands, die Wegräumung des Überzugs, den das Geräusch des Lebens dem Gehör und der Sprache angetan hat. Für aktuell aber halten die Zutreiber der Zeit den Triumph des Geräusches über das Gedicht, die Entstellung seiner Geistigkeit durch ein psychologisches Motiv, das der Journalbildung erschlossen ist, und die Belebung des Schauplatzes durch Erkennungszeichen des neuen Lebens. Der unergründliche Flachsinn gibt vor, der Erkenntnis, daß Shakespeares Gehalt »in jeder Gestalt zur Wirkung gelangt«, am besten durch einen Hamlet im Smoking zu dienen und einen Fortinbras, der mit Tanks ankommt, um eine Thronrede abzuschmarren. Es wäre schon ein Experiment der Frechheit, den Ewigkeitswert solcher Belastungsprobe auszusetzen, der er nicht gewachsen sein kann, weil doch der reinste Ton es mit dem eingemischtem Mißton nicht aufzunehmen vermöchte. In Wahrheit ist es der Plan, ein schmarotzendes »Zeitbewußtsein« mit einer Region zu verkuppeln, zu der es keinen seelischen Eingang mehr hat, aber umsomehr den Drang, sich dort ohne kulturelle Hemmung, wie nur der Parvenu in der Hofloge, gütlich zu tun. Nein, die Forderung, lieber gleich Brecht aufzuführen, scheint nicht so ganz unbillig, wenn man bedenkt, was diese Berliner Regisseure in den letzten Jahren mit Shakespeare aufgeführt haben und wenn man sich insbesondere auch vergegenwärtigt, wie das Fräulein Bergner als Viola geredet hat was sie wollte und als Rosalinde, wie es den Berlinern gefällt. Denn sie lieben die Abwechslung, in ihrem Horizont ist die Welt an jedem Tag neu erschaffen, und wenngleich der Mensch aus Gemeinem gemacht ist, so nennt er doch dort alles eher seine Amme als die Gewohnheit. Dem Wert mißtrauend, weil er besteht, den Überraschungen des Drecks immer zugänglich, haben sie zur Enttäuschung keine Zeit. Der Revolution gewinnen sie den Reiz des Nochnichtdagewesenen ab, so zwischen der Prügelmassage und den Geschäften, ohne für diese fürchten zu müssen, weil ja die Revolutionäre beteiligt sind. Es ist den Bürgern ein Nervenkitzel, die Klassiker als eine »bürgerliche Angelegenheit« erledigt zu sehen von einem Umsturz, dessen Gedanken und Sprache den bürgerlichsten Hohn souveräner Zeitknechtschaft verkünden und dessen Nüchternheit allen Anspruch des Geistes als verjährt proklamiert, weil sie ihn niemals erfüllen könnte. Als ob »epigonisch« — das wichtigste Wort der Zeitschnauze — nicht gleichermaßen die Impotenz wäre, die, abhold der alten Konvention, dem Wesenlosen die neue erfindet; als ob auf worttoter Szene ein Tumult der Komparserie nicht der nämliche Kitsch wäre wie ein Räubergesangsverein von anno dazumal und der nämliche Plunder, im Vordergrund kurzlebiger als die erstarrte Staffage der Persönlichkeit, deren Entfaltung sie nicht gehindert hat und an der es heute fehlt. Sei es, daß von dieser Tatsache durch Lärm abgelenkt werden soll, sei es, daß der Mangel selbst zur Sensation wird, es ist unter allen Umständen ein übles Geschäft, das keine Verbindung mehr mit Menschlichem hat. Um kein Atom revolutionärer als der Stolz des Fortschrittsbürgers auf jene »Jetztzeit«, die seit Schopenhauer das sprachliche Kainszeichen ihrer Mißgeburt führt, ist dieses auftrumpfende Bewußtsein, in einer Jazz—Zeit zu leben. Doch in welchem andern Kulturkreis als dem deutschen hätte ein Revolutionär so allen Verdiennerseelen aus der Seele gesprochen wie ein Moriz Seeler, der in der Rundfrage über die Klassiker das Bekenntnis abgelegt hat:

Im übrigen wünsche ich mir persönlich, daß etwa eine Aufführung der »Iphigenie« von Goethe, falls ich genötigt wäre, ihr beizuwohnen, mich ebenso interessieren, fesseln und erregen möge, wie

z. B. ein guter amerikanischer Film, ein ausgezeichnete Detektivroman oder das Auftreten des Variétéclowns Grock.

Doch es gibt auch Leute, die der Neunten Symphonie ein Fußballmatch oder dem Buch Hiob ein Kreuzworträtsel vorziehen, ja es kann gar kein Zweifel sein, daß sie in der Majorität sind. Aber daß sie, wenn sie in diesem Sinn zur Frage der Erziehung des Menschengeschlechts den Mund aufmachen, Druckerschwärze nicht hineinbekommen, sondern vielmehr in die Hand, um ihre Entscheidung noch zu propagieren, das ist das weit größere Elend. Doch das Weltanschauliche, wie sie ihr Minus nennen, wird ja erst durch die »Keßheit« erfüllt, mit der sie es bekennen, und nichts fehlt, wenn solch ein Bekenntnis über die Iphigenie noch durch den Hinweis auf »Schöne Frauen Schöne Wäsche« vom Leinenhaus Fleischhauer Tauentzienstraße unterbrochen wird. Wie richtig dann alles geht, zeigt »letzten Endes« ein Stürmer namens Traugott Müller, dem man die Übung von Treu und Redlichkeit gegenüber Klassikern zugetraut hätte und der sich offenbar durch schwere Enttäuschungen zur knappsten Antwort auf die Frage, wie man sie heute spielen soll, durchgerungen hat:

»Tendenzpolitisch (Piscator!).«

Und durch die Debatte um den bedrohten Kulturwert von Piscators Schöpfung gellt die Stimme eines andern Kämpfers, des Ernst Toller, dem sein persönlichstes Opfer für die Revolution zwar alle menschliche Anerkennung sichert, aber keine Amnestie für seine dichterischen Taten. (Leider hat er nunmehr auch jenes durch eine üble Verwertung für Mosse entwertet.) Er rief:

Das Drama muß radikal oder gar nicht sein!

Es kann aber auch, wie sich erwiesen hat, beides sein. Was da in Protestversammlungen und Kundgebungen, zum heillos vermengten Schutz von Freiheit und Puschertum, zusammengeredet wurde, rechtfertigt günstigsten Falles den Umsturz eines Sprichworts, indem es sich doch mehr denn jemals zeigt, daß wes das Hirn leer ist, des der Mund übergeht. Und wie sich in dieser nur außen gewendeten Welt durchaus herausstellt, daß der neue Zweck vom alten, tödlichen Mittel lebt und der geistige Betriebsstoff des Fortschritts ein Gesinnungsfett der Neunzigerjahre ist, so verläuft auch dieses Lanzenbrechen der Unpathetiker in Ordnung. Das Gerede eines Freisinns, dessen ranziges Pathos das behauptete »Zeitbewußtsein« bis zur Parodie in Abrede stellt, ergänzt das Bild eines Dilettantismus, der mit dem heftigsten Drang zur Erneuerung nichts auf die Beine stellt als ein frisch auf die Welt gekommenes Epigontum. Es dürfte aber den Vertretern dieser ganzen Richtung, die mir nicht paßt, alles in der deutschen Welt eher gelingen, als mich blöd zu machen! Nicht allein, daß Ihre Leistungen das Pech haben, da einmal auf einen »Kritiker« gestoßen zu sein, der der typischen Forderung, es selber besser zu machen, ausnahmsweise gewachsen ist. Nein, mein Zeitbewußtsein, hellhörig jedem heutigen Mißton erschlossen und die Gerechtsame des Gedenkens einer hohen Vergangenheit während, dringt aus dem rechten Verständnis für die aktuellen Nöte auf Bescheidenheit. Wohl wäre es unnütz, Verluste zu beklagen, und unbillig, dem Mangel aus ihnen einen Vorwurf zu machen. Aber seinem impertinenten Versuch, sich nicht allein durch Künste des Ersatzes, sondern auch durch die Verunehrung des Wertes schadlos zu halten, werde ich entgegenstehen, solange mein Dasein mit meiner Erinnerung reicht! Falsches Leben mag sich dem Betrug, falsche Wirtschaft dem Zustand fügen, daß jede dieser Mittelmäßigkeiten, die sich das Ekelwort »prominent« zulegen, mehr Gewinn hat als zwei Laube—Generationen höchster Schauspielkunst. Aber von den Taten eines Komparsenführers werden wir uns nicht die Epoche machen lassen, unter deren Sturmtritt das verklungene Wunder des Goethewor-

tes, nachgeschöpft aus lebendigem Munde zur Andacht einer fühlenden Menschheit, zum Gespött der Zeitungsbuben wird. Von dem Unvermögen, die schmähhlichen Kniffe der Renovierung am Sprachwerk zu betätigen und ohne sie es zu erleben, werden wir ihm keine Unehre widerfahren lassen. Ich glaube, mein Vorurteil gegen die Persönlichkeit, in deren Namen und Zeichen sich neustens diese Bestrebungen geltend machen, auf eine Art begründet zu haben, daß man ihm die volle Deckung mit meinem Urteil nicht bestreiten wird, in einem Grade, der aus der Geistigkeit einer Schiller—Aufführung die Impresa einer Dostojewski—Feier geradezu rekonstruieren ließe. Daß ich beeinflußt war, steht fest. Aber könnte man glauben, daß mein Urteil nicht stark genug gewesen wäre, um des Vorurteils gar nicht zu bedürfen, vielmehr selbst die Gestalt zu schaffen, die es ihm vorgeschaffen hatte? Nur für die Zukunft könnte sie, da sie durchaus die Zeit vertritt, der Ergänzung noch fähig sein. Wohl ist es ein Problem der »Weltanschauung«, das da zur Lösung steht, und ich fühle mich, bis zum Dostojewskihaften, berufen, mir die Welt, in der es die Gemüter aufregt, gründlich anzuschauen. Außerhalb aller Betriebe stehend, der des Besitzes wie der des Umsturzes, werde ich immer wagemutiger und also immer gefährlicher dem Geschäft. Es ist höchste Zeit, daß mit mir abgerechnet werde. Und da jede einzelne Kraft teils durch Schwäche teils durch Verehrung gehemmt ist, erhoffe ich mir eine solidarische Kundgebung der Literaten und Komparsen. Wenn die Zeit noch einen Funken von Zeitbewußtsein hat und von einem Gefühl dafür, was sie ihrer ehrwürdigen Gegenwart schuldig ist, so trete sie ihrem unerbittlichsten Widersacher entgegen. Auf die Gefahr hin, daß die Abrechnung eine Pleite ergibt, aus der keine Weltanschauung mehr zu gewinnen wäre!

---

# Zur Sprachlehre

## HANDEL MIT SPRACHGUT

Es gibt wenige Motive der Fackel, die noch nicht von deren Lesern mißverstanden worden wären, und allen Bitten zum Trotz erfolgt, um es zu beweisen, die Zusendung von Zeitungsausschnitten und sonstigem Material, das im Fall der Tauglichkeit ja noch unerwünschter ist, aber zumeist doch nur die Unzuständigkeit des satirischen Blickes dartut, der da in meiner Vertretung die Welt betrachten zu sollen glaubt. Von einem solchen wohlmeinenden Helfer wird mir, sichtlich mit Anknüpfung an das Motiv der geschändeten deutschen Sprachdenkmäler, der Prospekt eines Violinsaitenerzeugers zugesandt, der die Verse von dem Strengen mit dem Zarten, dem Starken und dem Milde(n) nebst dem Ergebnis des guten Klanges verwendet und behauptet, daß die Herstellung nach seinem Verfahren »auf Grundlage des Sinnes obigen Zitates aus Schillers Glocke beruht«. Das wird von einem Rufzeichen eskortiert, in der sicheren Überzeugung: da gibt es einen guten Fang. Aber uneben daran ist nichts als die falsche Zitierung des ersten Wortes: »Wo« statt »Ob« das Spröde mit dem Weichen sich vereint zum guten Zeichen, also die Gleichstellung mit der folgenden Konstruktion »Denn wo das Strenge usw.« (während es im Original doch die Ausführung von »Prüft mir das Gemisch« bedeutet). Ein sprachliches Heiligtum nun ist die ebenso berühmte, wie leere Stelle mit der dreifachen Antithese der analogen Begriffe und Formen (das Spröde, das Strenge, das Starke gegen das Weiche, das Zarte, das Milde) keineswegs, ihrer gemeinplätzig Sinnigkeit hat sie eben die Popularität zu verdanken, die sie längst der satirischen Verwendung preisgegeben hat. Das darf mit aller Ehrfurcht vor dem hohen Menschentum des Versifikators solcher Lehrmeinungen, die schon Jean Paul aus dem Bereich des Dichterischen entfernt hat, gesagt werden. Sicherlich läßt sich jedoch ernsthaft, ohne Blasphemie und sogar mit einem hinzutretenden Etwas von einer neuen Sinnigkeit dem Werk der Saitenerzeugung das Rezept beischließen, das dem Glockenguß den guten Klang sichert. Ein Fall, wo zitiert und nicht variiert wird, ist durchaus nicht dem Erdreisten jener zahllosen Kategorien von Koofmichs und Vereinsmeiern gleichzustellen, die in Goethes »Über allen Gipfeln« frohgemut den diversen Interessendreck einsetzen. Es handelt sich aber nicht um Schuhwachs oder Margarine, und daß, wenngleich in geschäftlicher Absicht, für ein Musikinstrument gelten soll, was für die Glocke gilt, ist weder an und für sich unwürdig noch der fatalen Geläufigkeit jener Verse unangemessen. Es wäre selbst nichts dagegen einzuwenden, wenn ein Verschönerungsverein, Goethes Verse, wie sie sind, zur Anpreisung einer Waldlandschaft in seinen Prospekt aufnähme, greulich ist eben nur, daß jede Händlersorte nach der Reihe auf sagt, wo jeweils Ruh', nämlich Geschäftsstillstand ist und was du derzeit kaum spürest außer dem Gestank, den sie zurückläßt. Was der Einsender, der es sicherlich besser gemeint als gedacht hat, in dem Prospekt übersah, ist weit ärger, die eigene Sprache des Händlers. Für den weichen Klang seiner Saite, der durch eine »Bindung zwischen Darm und Metall«, also wirklich durch so etwas wie die zitierte Paarung entsteht, mag er sich getrost auf Schiller berufen; aber nur im deutschen Sprachgebiet ist es möglich, daß eine Reklame in großen Lettern einen Titel führt wie diesen:

A. B.'s nach neuem Verfahren hergestellten und temperierten Original G und C Saiten für Streicher.

Die völlige Schamlosigkeit, mit der die deutsche Zunge deutsches Sprachgut behandelt und just dort, wo es einen guten Klang geben soll: wo von »Ton— und Quintenreinheit«, von »andauernder Tonschönheit« die Rede ist — das ist das einzig Bemerkenswerte, das Um und Auf der nationalen Frage und hierin ist offenbar der eigentliche Rückhalt eines Volkes, das bald keine Sprache mehr haben wird, um der Welt zu beteuern, daß es nicht untergehen kann.

\*

Unter etlichen beachtenswerten Zuschriften zur Sprachlehre in Nr. 751 — 756 konnte zunächst nur eine, aus Elberfeld, Beachtung finden:

— — Mit dieser Bestellung (der »Sprachlehre« 1921 <sup>1</sup>) hätte ich mich nicht an den Verlag gewandt, wenn ich nicht damit die Bitte hätte verknüpfen wollen, dem hochverehrten Herrn Herausgeber meinen Dank insbesondere für den letzten Aufsatz zu übermitteln. Gleichzeitig bitte ich Herrn Karl Kraus, vorausgesetzt, daß dies von ihm nicht als Belästigung aufgefaßt werden wird, folgende Fragen weitergeben zu wollen:

Weit entfernt von der Ansicht, daß einem Aufsatz über Konjunktive, Pronomina, Tempora, Kasus und dergleichen eine angeregte Unterhaltung nicht abzugewinnen wäre, wenn nämlich der Aufsatz von Karl Kraus ist und man das Wort »Unterhaltung« in einem etwas edleren als dem landläufigen Sinne gebraucht, glaube ich vielmehr, kaum je ein belletristisches oder polemisches Werk angeregter, ja gespannter gelesen zu haben als diesen Aufsatz. In dem Satz nun auf Seite 79 des letzten Heftes <sup>2</sup>, in dem jene Warnung an den auf stoffliche Unterhaltung erpichten Hörer enthalten ist, steht ein Konjunktiv imperfecti, den ich vorhin zu brauchen mir erlaubte, weil ich eben der Ansicht bin, daß dem Aufsatz eine angeregte Unterhaltung abzugewinnen ist, der mir aber im Original von der Lehre des Aufsatzes abzuweichen scheint, da dort doch wohl dem Hörer ohne den Ausdruck eines Zweifels mitgeteilt werden soll, dem Aufsatz sei eine angeregte Unterhaltung nicht abzugewinnen. Liegt nun bei der Programmnotiz eine besondere stilistische Absicht vor, die mir entgangen ist, oder habe ich den Aufsatz, »Zur Sprachlehre« ohne Erfolg gelesen?

Für die Beantwortung der eben gestellten Frage würde ich ebenso dankbar sein

(besser: »wäre ich ebenso dankbar«)

wie für die der folgenden: Auf Seite 38 der Nr. 751 — 756 <sup>3</sup> findet sich in der letzten Zeile der Passus » ... was so viel bedeutet als ... «. Da man mich nun einerseits schon in der Schule lehrte, die Konjunktion »als« stehe in ihrer vergleichenden Bedeutung, nur nach Komparativen und nach dem Wort »anders« und seinen Ableitungen, andererseits aber mein Sprachgefühl sich gegen die oben zitierte Wendung nicht im mindesten sträubt, zweifle ich, ob jene Schulregel überhaupt richtig ist. Oder steht das »als« an der zitierten Stelle nur deshalb, weil ein »wie« statt seiner dort klanglich sehr häßlich sein würde?

(besser: »häßlich wäre«)

Zum Schluß möchte ich noch eine Frage vorbringen: ist nicht der an sich unrichtige Wustmannsche Satz »es ist nicht anzunehmen,

1 Hefte 572 # 01 & 577 # 07

2 Heft 751 Seite 54

3 Seite 25 bei mir

daß sie den Indikativ hätten gebrauchen wollen« in der Zitierung S. 52 Z. 15<sup>1</sup> des Februar—Heftes durch die vom Zitierenden vorgenommene Umwandlung des »ist« in »sei« wieder richtig geworden? Ist also nicht der von Wustmann falsch geschriebene Satz durch die Zitierung in indirekter Rede schon so weit korrigiert worden, daß man, um seine Unrichtigkeit zu erkennen, auf das wörtliche Zitat Z. 7 derselben Seite zurückgreifen muß?

Ob ich Herrn Karl Kraus die Beantwortung meiner Fragen zumuten kann, weiß ich nicht. Daß ich ihm die vollendetste und für mich genußreichste Klärung meiner Zweifel zutraue, brauche ich nicht zu versichern. — —

Schon diese richtige Anwendung von »zumuten« und »zutrauen«, die kein Wiener Journalist je lernen wird, hat eine Antwort verdient:

14. März 1927

Wir danken Ihnen, auch im Namen des Herausgebers der Fackel, für die so freundliche Ansicht Ihres Schreibens wie auch für die durchaus anerkennenswerte Absicht, eine Klärung Ihrer Zweifel zu erlangen. Sie müssen sich aber, aus gewiß begreiflichen Gründen, mit der Versicherung begnügen, daß diese Zweifel sachlich nicht begründet sind. Wenn es die Arbeit gestattet und ermöglicht, wird ja wohl manches, wie etwa der Fall »als und wie«, publizistisch behandelt werden können. Immerhin möchten wir Ihnen sagen, daß Sie in dem Satz, der in jener »Warnung« steht, den rein konditionalen Charakter des Konjunktivs übersehen haben. (Es ist ja doch eben eine Warnung an solche, die dergleichen nicht vertragen und für die es nicht unterhaltend *wäre*, *wenn* sie dablieben. Auch ohne »daß« *wäre* der Konjunktiv hier richtig.) Der Wustrmann'sche Satz jedoch ist durch die indirekte Art der Zitierung keineswegs richtiger geworden, ganz abgesehen davon, daß der *Fehler*, auf den das Zitat hinweist, durch die Sperrung des Wortes hinreichend anschaulich wird.

\*

#### ALS UND WIE

Dem »als« an jener Stelle folgt ein Doppelpunkt:

ich mute ihnen zu ... was so viel bedeutet als: ich verlange von ihnen ...

Diese Setzung schon, die ein Wägen und Messen beinahe graphisch anschaulich macht, könnte den Unterschied erfassen lehren. Wenn er in der Schule so gelehrt wird, daß »als« »nur nach Komparativen und nach dem Wort 'anders' und seinen Ableitungen« zu stehen komme, so wird er falsch gelehrt. Richtig ist, daß in solchen Fällen nicht »wie« gebraucht werden kann, »als« jedoch kann auch sonst gebraucht werden. Falsch ist es, zu schreiben, daß ein Ding besser oder anders ist »wie« ein anderes (wiewohl auch Klassiker manchmal nicht besser als so schreiben und Journalisten nicht anders »wie« so schreiben können). Aber »als«, das einen größeren Geltungsbereich hat als »wie«, wird auch in der positiven Fügung oder scheinbaren Gleichstellung der verglichenen Begriffe gebraucht werden können. In dem zitierten Fall ist es dem »wie« vorzuziehen. Gerade an diesem Beispiel ließe sich der Bedeutungsunterschied auch dann vorstellen, wenn nicht der Doppelpunkt die Prozedur

<sup>1</sup> Heft 751 Seite 31 / 32

sinnfällig machte, die zum Ausdruck gelangen soll. Gewiß, wenn ich zwei begrifflich analoge Quantitäten verbinden will, so werde ich sie durch »wie« verbinden. Ich will ihre Gleichheit durch den Vergleich darstellen: ein Gegenstand wiegt so viel »wie« ein anderer. Wenn ich aber einen Gegenstand wägen will, so wird er so viel »als« einen Zentner wiegen. Der Wiener Dialekt trifft hier den Unterschied ganz richtig: »Das macht so viel als wie ...«, während er sagt, daß ein Ding »so viel wie« ein anderes wiegt. Der Vergleich als solcher ist durch »wie«, das Moment des Maßes durch »als« bezeichnet. »Zumuten«, hieß es, »bedeutet so viel als: verlangen«. Aber bei den Journalisten bedeutet Zumuten so viel »wie« Zutrauen. In jenem Fall sage ich, *was* es bedeutet. In diesem: daß eines *so viel wie* das andere bedeutet; daß die Bedeutungen verwechselt werden. (Es ist gehüpft »wie« gesprungen. Oder, um in der Sphäre zu bleiben: gedruckt »wie« gelogen.) An jener Stelle unterstützt der Doppelpunkt plastisch den Ausdruck der Messung. Die »klangliche Häßlichkeit« des »wie«, von der der Anfragende spricht, hat einen inneren Grund. Man könnte es dort nicht anwenden, es wäre ein anderer Gedanke, nämlich der: daß ich zwei bereits gemessene und gleich befundene Quantitäten miteinander verbinden, nicht: daß ich Maß oder Gewicht einer Quantität erst bestimmen will. Eine Sache bedeutet so viel »wie« eine andere Sache = sie bedeutet so viel, wie die andere bedeutet; beide bedeuten gleich viel. (Bezogen auf ein Tertium, mit dem beide verglichen gedacht werden.) Eine Sache bedeutet so viel »als« eine andere = sie bedeutet so viel als das, was die andere *ist*; sie bedeutet die andere. Dort erfolgt der Vergleich zweier Quantitäten, hier der einen mit dem Gewicht. Hier würde ich sagen, daß ich die eine »mit der andern vergleiche«, dort, daß ich sie »der andern« vergleiche (also Dativ ohne Präposition, zur Bezeichnung des vorweg Übereinstimmenden). Der Bleistift wiegt so viel wie der Federhalter (Vergleich), aber: der Bleistift wiegt zweimal so viel als der Federhalter (Messung). Eine Sache ist so gut »als« möglich: das heißt, daß sie so gut ist, als *es* möglich ist. Eine Sache ist so gut »wie« möglich: das hieße, daß sie so gut ist, wie sie *möglich* ist, ebenso gut, wie möglich, in demselben schon gegebenen Maße, oder gut und möglich zugleich.

\*

#### NACHTRAG ZU »DER UND WELCHER« <sup>1</sup>

»Ein Bedienter, welcher die Pflicht hat, das Zimmer aufzuräumen« (ist für die Reinheit der Möbel verantwortlich) und »Ein Bedienter, der die Pflicht hat, zu chauffieren« (kann leicht etwas im Zimmer vernachlässigen). »Die einzige, die ich damals kennengelernt habe« (war Frau X.) und »Die Einzige, welche ich damals kennengelernt habe« (pflegte zu sagen). »Das Mädchen, das er liebte« (war zwanzig Jahre alt) und »Das Mädchen, welches er *liebte*« (war zwanzig Jahre alt). Wenn der älteste Moselwein der von 1810 ist und ich ihn getrunken habe, so werde ich sagen: Der älteste M., welchen ich getrunken habe, ist von 1810. Wenn der älteste, den ich getrunken habe, einer von 1870 ist, so werde ich sagen: Der älteste M., den ich getrunken habe, ist von 1870. Man beachte den Wechsel der Begriffsgestalt, den jeweils dasselbe den Relativsatz regierende Subjekt — einmal auch mit demselben Hauptsatz — durchmacht. Nach der Aufstellung dieses Unterschiedes habe ich — nebst vielen Proben bei Schopenhauer — seine konsequente Einhaltung bei Jean Paul (Vorschule der Ästhetik) gefunden, von wenigen Stellen abgesehen, wo sichtlich und hörbar aus Gründen des Wohlklangs eine Abweichung erfolgt war. Ferner

<sup>1</sup> s. Heft 751 »Zur Sprachlehre«

auch in der Urfassung meiner eigenen Schriften, in deren späteren Auflagen manchmal Redigierungen gegen die Grundansicht vorgenommen erscheinen. Nachdem eben die erste Textierung gefühlsmäßig richtig durchgeführt war, ist später, lange vor dem Bewußtwerden des Prinzips, aber nach dem Bekanntwerden der Marotte des »Wustmann«, aus bloßer Abneigung gegen diese, häufig auch dort »welcher« gesetzt worden, wo es, dem Sinn entgegen, eine klangliche Rücksicht nur irgend rechtfertigen mochte. Wie immer man nun zu dem Problem sich stellte, und gewänne man ihm keine Verpflichtung zu konsequenter Praxis und keinen andern Wert ab als den des Zwangs, es durchzudenken, so bliebe doch hinreichend absurd die deutsche Geltung und Möglichkeit eines Katechismus, der das Wort »welcher« aus der Sprache ausjäten will, weil man es »nicht spricht«. Gerade das Widerstreben gegen die Erleichterungen der »Umgangssprache«, eines Instruments, das jedermanns Mundstück ist, mag die saubersten Stilisten verführt haben, das begrifflich engere »welcher« auch dort anzuwenden, wo es keinem wie immer gerichteten Gegensinn zu »der« entspricht und nicht einmal einer Rücksicht des Klanges oder der Abwechslung Genüge leistet.

\*

#### »VERBIETEN« UND »SICH VERBITTEN«

Es geht und geht halt nicht. Da rufen einander zwei Anwälte zu:

»Ich *verbiete* mir eine solche Äußerung!« »Sie haben *mir* gar nichts zu *verbieten*!«

Das ist fast von Nestroy, wurde jedoch von dem Gerichtssaalmanne einer Redaktion, in der die »Sprachlehre« Unruhe hervorgerufen hat, wie folgt geändert:

»Ich *verbitte* mir eine solche Äußerung!« »Sie haben *mir* gar nichts zu *verbieten*!«

Eine halbe Sache, der zweite hätte dann sagen müssen: »Sie haben sich gar nichts zu *verbitten*!« Auch der unverwüstliche Jobs erkannte, daß da ein Problem sei, entschied sich aber so:

Wie lange ist es her ... daß man überhaupt wegen der »ernsten Zeit« jedes Vergnügen *verbat*.

Ja, wenn man das Reden und das Schreiben durch Verbitten unterdrücken könnte, wär's auch schon ein Erfolg.

\*

#### NICHT ZUZUTRAUEN UND NICHT ZUZUMUTEN

ist ihnen auch nach wie vor, daß sie diesen Unterschied erfassen Da soll ein bekannter Individualpsychologe, der in der letzten Zeit etwas viel Gemeinschaftsgefühl durch Interviews bekundet, geäußert haben:

Wir Wiener stehen in gutem Ruf, weil man uns *zumutet*, daß wir neidlos und mit freundlicher Anerkennung das Gute schätzen, wo immer wir es finden.

Da sieht man wirklich, wie beliebt wir Wiener sind: man verlangt von uns, daß wir das Gute schätzen, und bevor wir dieses Verlangen noch erfüllt haben, stehen wir schon in gutem Ruf.

\*

## ES TROG!

Schwer ist es auch mit »trog« von trügen und »trug« von von tragen. Da die Handlung in jenem Fall ein Betrug ist, der aber auch ein Erträgnis bringt, so machen sie es so:

Da verschwand sie aus Meran und kam Ende 1918 nach Innsbruck, wo sie sich als Oberin des Meraner Klosters und als Nichte des Erzbischofs von München ausgab. Das *trug* natürlich.

Also Geld oder Innsbrucker?

\*

## ÜBERFRACHT

Es gibt einen Wunsch, eine Erlaubnis, eine Pflicht, eine Fähigkeit, etwas zu *tun*. Was da aber schreibt, hat den Wunsch, es tun zu »wollen«, leider auch die Erlaubnis, es tun zu »dürfen«, maßt sich ferner die Pflicht an, es tun zu »müssen«, und hat so ganz und gar nicht die Fähigkeit, es tun zu »können«. Bei einer Forderung schwanken sie, ob ihr Inhalt noch extra durch ein »sollen« oder »müssen« auszudrücken sei <sup>1</sup>. Kommen dazu Konjunktivschwierigkeiten, so quetscht sich der Stilist der Neuen Freien Presse wie folgt aus:

In der 'Arbeiter—Zeitung' wird berichtet, der Bürgermeister habe die Forderung erhoben, daß die Bankabteilung ... rasch liquidiert werden *solle* und daß auch die Bezüge der leitenden Funktionäre eine Schmälerung erfahren *müssen*.

Zunächst, wenn es »solle« heißen soll, so muß es »müßten« heißen. Denn wenn es »müssen« heißen sollte, so müßte es »soll« heißen. Sodann ist die Unterscheidung »sollen« und »müssen« falsch und nichts als ein Gegacker. Es müßte entweder heißen: »rasch liquidiert werden und auch die Bezüge ... eine Schmälerung erfahren sollten« oder es sollte heißen: »rasch liquidiert werden und auch die Bezüge ... eine Schmälerung erfahren müßten«. Sodann ist auch dies falsch, da der Inhalt der Forderung weder durch ein Sollen noch durch ein Müssen, sondern nur durch das, was geschehen soll oder muß, zu bezeichnen ist. Der Bürgermeister kann zwar sagen: Die Bankabteilung soll liquidiert und die Bezüge müssen geschmälert werden, aber er stellt die Forderung, daß jene liquidiert (werde) und diese geschmälert würden (wegen der Unkenntlichkeit des Konjunktivs präsentis nicht: »werden«). Allenfalls, wenn der Inhalt der Forderung sehr stark hervortreten soll, darf das Sollen oder das Müssen ausgesprochen sein, aber dann nur im Indikativ, nicht im Konjunktiv. Es ist also zwar zu fordern, daß die Satzbildung liquidiert werde und der Pleonasmus eine Schmälerung erfahre, aber nicht, daß jenes geschehen solle und dieses geschehen müsse. Denn das wäre eben jene Überfracht, mit der der Journalismus reist, weil ihm das einfache Gepäck zu schwer ist.

\*

## KEINE ENTSCULDIGUNG!

---

1 Im Schweinejournalismus des Lügen-TVs 2016 heißen die zarten Sprößlinge »können« und »dürfen«. Dieser Satz würde uns damit versöhnen: »Die Polizei soll zukünftig ausländische Straftäter verhaften können und die Gerichte diese bestrafen dürfen.« Gelobt sei Allah!

Allerdings könnte gegen jede derartige sprachliche Bemängelung eingewendet werden, daß eben die Eile, in der das Geschäft besorgt wird, Schuld und also Entschuldigung sei. Aber darauf kann man nur mit der Frage antworten, ob's »ihnen wer geschafft hat«, dieses Geschäft zu haben, und mit der Eröffnung, daß die Herrschaften ja nicht schneller zu schreiben brauchen als sie sprechen und dieses ihr Sprechen eben das Übel sei. Überdies will es mir nun einmal nicht eingehen, wie Eile oder welche Berufsschwierigkeiten immer ein Geschäft entschuldigen könnten, das nebst den Schlechtigkeiten, die sein materieller Inhalt sind, doch in nichts anderem als in der Verwüstung des sprachlichen Lebensgutes besteht. Wenn die Staaten nicht die Beute des politischen Raubgesindels wären und dieses nicht seinen sicheren Schlupfwinkel in der Preßfreiheit hätte, müßte allein schon deren stilistischer Mißbrauch mit Zuchthausstrafe belegt werden und ein Schund— und Schmutzgesetz ausschließlich jene literarische Unzucht treffen, die mit der Sprache selbst getrieben wird.

\*

### ETWAS, WOVOR MAN ZURÜCKSCHRICHT

dürfte die Enthüllung sein, daß diese Form richtig ist, während im Gegenteil kein Autor davor zurückschrickt, daß er vor etwas »zurückschreckt«. Vielleicht sich, aber nicht mich! Er »erschrickt« ganz mit Recht, wenn ich ihn auf diese Analogie verweise, und er bleibt »erschrocken«, wenn ich wünsche, ihn davor auch zurückgeschrocken zu sehen und nicht »zurückgeschreckt«, diese falsche Form zu gebrauchen. Doch nie schrak er vor ihr, stets »schreckte« er vor der richtigen zurück. Wenn sie vor etwas »zurückschrecken«, bewahren sie noch Haltung, denn im Plural zeigt sich's nicht, ob sie stark oder schwach konstruiert sind. Freilich auch nur im Präsens; schon im Imperfektum werden sie transitiv gestimmt. »Schrick« nicht zurück, möchte ich jedem zurufen, wenn er »schreckt«, statt daß er schräke. Unerschrocken wie ich bin, aber auch durch keinen Mißerfolg so leicht erschreckt, gebe ich den Versuch nicht auf, abzuschrecken, wiewohl es ein altes, nicht erst durch die journalistische Schreckenherrschaft befestigtes Übel ist und vielleicht Jean Paul der einzige Autor, der davor zurückschrak. Wenn ich die deutsch Schreibenden davor zurückgeschreckt haben werde, so will ich ihnen den Stolz lassen, daß sie von selbst zurückgeschrocken sind.

\*

### AUS ODER VON

Wann schließe ich »aus« und wann »von« etwas auf etwas anderes? Wenn das, worauf ich schließen will, mich erst zu der Untersuchung dessen veranlaßt, woraus ich schließen will (erst das Eingehen auf dieses bewirkt), so schließe ich »aus« diesem. Wenn aber dieses in seiner Erscheinung schon die Gründe enthält und offenbart, aus denen ich schließe, so schließe ich »von« ihm. Mithin schließe ich »daraus«, daß du gestern nicht gekommen bist, darauf, daß du krank bist; denn du kommst fast täglich und dein Nichtkommen läßt mich jenen Grund erschließen. Du könntest mich aber belehren, daß solcher Schluß ein falscher sei und nur auf mich selbst zutreffen könnte, der ausnahmslos täglich kommt und dessen Ausbleiben allerdings nur durch Krank-

heit zu erklären wäre: daß ich mithin nicht »von« mir auf einen andern schließen dürfe. Man könnte also auch sagen, daß »von« den Vergleich zweier analoger begrifflichen Materien (ich und du) ausdrückt, den Weg von der einen zu der andern bezeichnet, »aus« jedoch die Beziehung des Grundes einer Handlung zu der andern Handlung als solcher. Wenn ich »von« einer früheren gerichtlichen Entscheidung auf eine andere schließe, so vergleiche ich die beiden miteinander, obschon sie auf verschiedenen Umständen beruhen mögen. Dagegen werde ich, bei gleichgearteten Umständen, eher »aus« einer früheren Entscheidung auf eine zu erwartende schließen. Jenes reicht von der einen Tatsache zur andern, dieses vom Grund der einen zur andern. Ursprünglich wird man wohl nur »aus« etwas schließen gekonnt, nämlich aus einer gegebenen Wahrheit eine Erkenntnis gezogen haben. Das »von«, in welchem die Erscheinung angesehen wird, dürfte ein Hinzugekommenes sein, wird aber dem Denkprozeß durchaus gerecht. Du darfst nicht aus dem Grunde deines Handelns auf das meine = von dir auf mich schließen.

\*

### ZWEI, DEREN ANSICHTEN AUSEINANDERGEHEN

Ein menschlich gesinnter Schriftsteller gibt eine Zeitschrift heraus, was einen gleichnamigen, deutsch gesinnten Schriftsteller zu der Erklärung bestimmt, daß er mit jenem nicht zu verwechseln sei, auch gehe seine »Ansicht über die nationale Frage«,

trotz mancher Übereinstimmung in anderen Dingen, *von der seinen weit auseinander.*

Daß also der deutsch gesinnte Schriftsteller, wie es sich gehört, nicht deutsch kann, ist nicht zu bezweifeln. Was nun, den menschlich gesinnten Namensbruder anlangt, so sucht er es ihm auf eine Art zu beweisen, die, gleich allem was er schreibt, die redlichste Absicht dartut, aber auch wie recht er hat, seinen Widersachern, die ihm Nachahmung der Fackel vorwerfen, zu antworten, daß diese unnachahmlich sei. Vorerst verwahrt er sich dagegen, daß er »Ansichten zu einer Frage habe«, denn es gebe nur »Antworten auf eine Frage«. Aber der andere hat von einer »Ansicht über die nationale Frage« gesprochen, die man wohl haben kann, da diese Frage nicht zu solchen Fragen gehört, die beantwortet werden, sondern etwas Fragliches, eine Streitfrage, ein Problem bedeutet, das hoffentlich einmal gelöst werden wird und zu dem man sogar sich mit der Ansicht stellen könnte, daß es endlich einmal an der Zeit wäre, die Menschheit davon zu erlösen. Mit diesem Versuch, die deutschnationale Gesinnung sprachkritisch zu entwerten, ist's also nichts. Dagegen kompromittiert sie sich durch die Erklärung, daß ihre Ansicht über die nationale Frage »von« der des Namensbruders »weit auseinandergeht«. Das empfindet auch dieser, hat aber leider den folgenden Plan, die Sache in Ordnung zu bringen:

Und außerdem kann man nur *mit* jemandem auseinandergehen.

Wer von etwas auseinandergeht, der explodiert. Es ist eben eine alte Erfahrung: Deutsch denken und Deutsch können ist zweierlei.

Ganz richtig, diese beiden Fähigkeiten gehen auseinander. Dagegen geht auch der, der explodiert, nicht von etwas auseinander, und außerdem kann man nicht mit jemandem auseinandergehen. Dem deutsch gesinnten Schriftsteller wäre wohl nichts übrig geblieben als zu erklären, daß seine Ansicht über die nationale Frage *und* die seines menschlich gesinnten Namensbruders weit auseinandergehen. Was diesen betrifft, so hat er recht, sich solche Trennung gefallen zu lassen, und wengleich er es bescheiden ablehnt, der Nachahmer

eines »Dornes in den Augen der Menschheit« zu sein, so leistet er doch genug, wenn er, obschon in grauem Umschlag, als das rote Tuch für die steirische wirkt.

---

## Ein Organ der Intelligenz

Das Organ der Herren Hacsak & Herczeg, von sozialdemokratischer Seite wegen des Verdachts der Erpressung verfolgt, hat sich in Wahlzeiten aushilfsweise mit einem Eifer betätigt, dem nur der gute Zweck die Befreiung von den Lasten des Kreuzelparagraphen im Leitartikel sichern konnte. Die Aufgabe der Wiener Allgemeinen Zeitung, war es, vornehmlich die Intelligenzkreise, denen sonst mit den Sensationen eines abgehackten Beins, einer Giftmordverleumdung oder anderer publizistischen Alkoholexzesse streitbarer Ritter gedient wird, sozialen Interessen in einem edleren Sinne zugänglich zu machen, die herabzusetzen noch kurz zuvor keine weißgardistische Verleumdung schmutzig genug erschienen war. Ob es derselbe Brillantenschmuck ist, der früher rechts geschrieben hat, oder ein neuer, der nur links schreiben kann, jedenfalls war auf demselben Papier nunmehr zu lesen:

Unser Blatt ist nicht dazu da, parteiliche Wahlparolen auszugeben. *Wir sind ein Organ der Intelligenz*, ein Blatt *freier Köpfe*, die jedem geistigen Zwang und daher auch dem Parteizwang inneres Widerstreben entgegensetzen. Darum unterlassen wir den aussichtslosen Versuch, unsere Leser in einen Parteipferch sperren zu wollen. Wir sagen ihnen nicht, stimmt für diese oder jene Liste, *sondern wir sagen ihnen etwas anderes.*

*Unser Leserkreis*, das dürfen wir wohl behaupten, *umfaßt die geistige Elite dieses Landes*, jene Bürger, die das stärkste Interesse am öffentlichen Geschehen bekunden und sich mit der publizistischen Hausmannskost des Morgens und Mittags nicht zufriedengeben. Diesen, unseren Lesern rufen wir zu: Seht sie euch an, die berühmte Einheitsliste! Seht sie euch an, die Einheitskandidaten von Kink bis Riehl und von Blasel bis Jetzabek! ... Das also sind die erhabenen Führer, die leuchtenden Vorbilder bürgerlicher *Intelligenz*! So sehen sie aus, die Herolde der österreichischen Geistigkeit!

Ohne Zweifel ist die Geistigkeit der genannten Herren keine solche, mit der man einen andern Staat als den österreichischen machen könnte, und selbst dieser Versuch ist ja größtenteils mißlungen. Was aber die Intelligenz anlangt, deren eigentliches Organ die 'Wiener Allgemeine Zeitung' ist, so konnte man wahrnehmen, daß jene dem Ruf, der an sie von leitender Stelle erging, noch in derselben Nummer und zwar auf der letzten Seite gehorsamt hat. Denn da finden sich, heute wie täglich, die fast immer intelligenten Herren und Damen zusammen, die, anpassungsfähig bis zum Äußersten, »Gegenpol« suchen, sei es, daß ein sympathischer ernster Künstler streng seriösen Einzelunterricht an Dame im Privatatelier unter »Ars severa« anbietet, sei es daß eine sensible oder energische, rassige, jedoch zielbewußte Dame sich als »Domina« offeriert. Die Chiffren, nur den Intelligenzkreisen verständlich, schwanken zwischen »Kallipygos« oder der Umkehrung eines Begattungswortes oder etwa »S. M.«, was aber, wenn ein noch junger, anpassungsfähiger Mann eine energiegeladene Dame sucht, und zumal in einem den republikanischen Interessen zugewendeten Blatt keineswegs als Ausdruck einer monar-

chistischen Sehnsucht aufgefaßt werden könnte, obschon ein gewisser Drang nach Unterwerfung unverkennbar hervortritt. Nicht minder verständlich, als daß eine energische Dame noch einige Schüler zum Sprachunterricht wünscht, die ihre Methode durch die Chiffre »O. W.« andeutet, oder daß eine routinierte Lehrerin gesucht wird, wobei Energie Bedingung ist und die Offer- te demgemäß unter »Strenge Disziplin« erfolgen muß, »da es sich um einen sehr zerstreuten und unaufmerksamen Jungen handelt«. Die Aufmerksamkeit der geistigen Elite zu fesseln dürfte aber insbesondere gelingen, wenn ein »Imperativus« oder eine »Dominatrix« aufmarschiert. Daß da nicht gut Kir- schen essen ist, wiewohl es manche gerade wollen, beweisen auch Chiffren wie »Dominiert«, »Dominierend« und »Domination«. Da gibt es große, schlan- ke Herrennaturen, ja sogar gutsituierte Gentleman—Herrennaturen, von de- nen man nicht gleich weiß, ob sie Herren— oder Damennaturen sind, weil die Gegensätze ja auch innerhalb des gleichen Geschlechts Ergänzung suchen; es wäre denn, daß ein Intelligenzler solche unter der Chiffre »Gebunden« erwar- tet oder eine Fesche angibt, sie sei »Noch vom alten Schlag«. So unerbittlich da aber vorgegangen wird, so geht doch auch das Gemüt nicht leer aus, wie der folgende Fall dartut:

**31 jährige, häusliche, intelligente,  
gebildete Dame aus der Provinz sucht aus  
Mangel an Bekanntschaft auf diesem Wege  
ernste Ehebekanntschaft mit Akademiker,  
höherem Beamten oder größerem Geschäfts-  
mann. Besitze nach dem Tode  
meiner Eltern, welche schon in  
vorgerücktem Alter sind, schöne  
Villa, welche bei Ehe umgeschrieben wird,  
nebst schöner Friedensausstattung und Möbel.  
Nur ernstgemeinte, ausführliche Anträge unter  
»Häusliches Glück« an die Exp.**

Einen noch höheren Grad von Selbstlosigkeit zeigt ein Akademiker, der »Ge- sonderte Kosten« anbietet, wie auch ein seriöser Herr (Doktor gar), der eine Reisebegleiterin nach Monte Carlo sucht unter »Geteilte Rechnung, gemein- sames Glück«, während ihr wahrscheinlich gemeinsame Rechnung, geteiltes Glück lieber wäre. Hohe Intelligenz ist im Kreise der 'Wiener Allgemeinen Zei- tung' oft mit tiefer Gemütsart gepaart. »Redoutenmüde«, ersehnt ein 29jähr. Geistesmensch ein »Coeur en cuirasse«, während andere wieder unter »Apar- tesse«, »Extraordinaire« »Diskrete Siesta« das Äußerste gewähren oder be- gehen. Ja, dlices inesprs auf einer Reise autour du monde sur une route pave d'aventures amoureuses verheißt einer unter »Plaisir sensuell«, was will eine mehr <sup>1</sup>? Ich vermute, daß es derselbe Schlankl ist, der, als »Adam« entkleidet, cherche Eve pour gouter fruit dfendu, sie soll crire unter »Delice paradis ter- restre« <sup>2</sup>. Er hat jedenfalls die Absicht, sie auszuziehen, sie täte gut zu ant- worten dj bien, je viens und die Strafanzeige zu erstatten. Für alle Ge- schmacksrichtungen ist die 'Wiener Allgemeine Zeitung' tätig. Junge Auslän- derin sucht verständnisvolle Freundin, was eine intelligente 30jährige Dame sehr gut verstehen kann und gleichfalls tut. Intelligenzler bevorzugt Blondine, ein anderer, der auch nicht auf den Kopf gefallen ist, versteift sich auf eine

1 xxx

2 xxx

Vollschlanke, aber nur Rothaarige, wieder ein anderer will ausgerechnet eine Tizianblonde, wo soll die Allgemeine Zeitung alles das nur hernehmen? Und schon ist wieder ein Intelligenzler da — sie reichen einander die Türklinke —, der will eine die sehr energisch, aber uneigennützig ist, dagegen lange, reiche Haare hat, er braucht sie als Ergänzung, während ein fester Charakter auf Freundschaft sanftmütigen Gegenpols besteht. Oft aber ist nur Frohsinn und Temperament Bedingung. Die kuriosesten Typen tummeln sich. Man denke nur, ein trink- und wetterfester Wanderkamerad wird unter »Nietzsche« erwartet, ein anderer tuts nicht unter »Eroica«, eine weltfremde, verspielte Seele wünscht älteren Herrn unter »Ruth«, ein Realpolitiker eine »Juno«, aber ohne Bubikopf, eine gebildete Dame ersehnt »Neue Hoffnung«, eine andere bildet sich ein, sie sei ein »rassiger Typ«, ein »Adonis« braucht Geld, ein japanischer Student offeriert sich als »exotischen Menschen«, ein veritabler »Wiking« trägt sich an, daneben gelüftet's einen nach einem »Naschkatzerl«, und nur wirklich liebes Mädels wird folgerichtig unter »Liebling« begehrt, den wieder ein »fescher vollwertiger Intelligenzler« Darling nennt. Und zwischen durch die unübersehbare Schar der Sensiblen, zumeist Dreißiger, die die Hauptkundschaft bilden, der Aparten, der Nichtalltäglichen — kurzum, es geht zu, wie im G'wölb von Nestroys Weinberl,

»plötzlich tritt neues Leben ins Merkantilische — da kommt ein zartes Wesen um ein'n Bärnzucker, da ein Kuchelbär um ein Rosenöl, da lispelt ein brustdefekter Jüngling: 'Ein'n Zuckerkandl', da schreit ein kräftiger Alter: 'A Flaschel Schligowitz!', da will ein üppiges Wesen ein Halstüchel, da eine Zaundürre Fischbeiner zu ein'm ausg'schnittnen Leibel haben, da will der eine ein'n Haring und die andre ein'n Kas«

— in solchen Momenten muß die Allgemeine zeigen, was eine Allgemeine ist:

»d' Leut' z'samm'schrein lass'n, wie s' wollen, und mit einer ruhigen, ans Unerträgliche grenzenden Gelassenheit eins nach'm andern bedienen.«

Ja, wenn alle so anspruchslos wären wie manche. Die wünschen »nur platonische Freundschaft«, was ist denn dabei, ein älterer Herr, schon ganz genügend, bittet nur um »Ein bißchen Feuer«, einer will ja nichts als was umgekehrt zu lesen ist, ein anderer bloß »gemeinsamen Zeitvertreib«, wiewohl man sich da auch denken kann, was er sich da denkt. Manche verhalten sich direkt zugeknöpft, sind unwirsch und lehnen brüsk ab, was sie wünschen; »Abenteuer ausgeschlossen« ruft eine Dame mit Eigenheim, »Halbwelt ausgeschlossen« erklärt ebensolcher Herr, oder »Halbwelt verboten« ein Akademiker, allerdings unter der Chiffre »Mulatschak«. Ein Vierziger, der sich nach Kultur und Statur sehnt, tritt schon etwas aus sich heraus, indem er zwinkeend fragt: »Kleine Osterfahrt?«. (Offenbar der Verführer aus Terramares Gedicht, der da lächelt: »Seid'ne Ruh und süßer Wein.«) Sehr schwer zu behandeln dürfte ein Altersgenosse sein, der von vornherein darauf aufmerksam macht, daß er »äußerst pedantischer Wesensart« ist, und unter »Anständig 7« zu seinem Ziel gelangen will. Einer rühmt von sich, er sei mittelgroß und freidenkend, und macht sich damit übertriebene Hoffnungen, während ein mehr Besonnener einer Anpassungsfähigen unter der Chiffre »Vederemo« winkt (»Man wird doch da sehn«). Der Betrieb ist unerhört kompliziert, denn eine schmiegsame Frauennatur soll nur erstklassigst sein, eine Amazone energisch, eine Eintänzerin unbedingt groß, eine Nichtalltägliche will, daß einer »kein absoluter Verstandesmensch« sei — was im Kreise der Intelligenz doch fast ein Ding der Unmöglichkeit ist —, und zwei große schlanke Jüdinnen suchen Tennispartner »für sofort«. Direkt aufsehenerregend aber ist es, wenn

dafür wieder jene Dame, welche Samstag von zwei Herren bis ins Opernkino »verfolgt« wurde, um ein Wiedersehen gebeten wird. Das grenzt schon an Listenwahl! Aber das Organ der Intelligenz, das seinen Lesern keinen Zwang auferlegen will, bleibt seinem Programm doch viel treuer mit einer Parole wie dieser:

**Ich wähle  
35 bis 45 jährige vorurteilsfreie Dame mit  
Eigenheim. Zuschr. unter »Freie Wahl«.**

Und da sie allen Interessen dient, so interveniert die 'Wiener Allgemeine Zeitung' natürlich auch dort, wo das Wahlrecht noch nicht einmal erobert wurde, und offeriert »eine bildschöne, 16 jährige Offizierswaise« unter »Unschuld«. Während sich dies und alles andere begibt, arbeitet eine schon routinierte Masseuse ununterbrochen, alles Leben und Treiben begleitend wie die Lilien-cron'sche Schwalbe, die weglang auf und niederjagt. Dieser junge Gentleman —Masseur dagegen, der heute bis 8 Uhr und zwar in und außer Haus bedient, während er gleich darunter versichert, daß er heute bis 9 Uhr bediene, stiftet Verwirrung. In welchem Grade aber Wien bereits Fremdenstadt geworden ist, ja ein Zentrum raffinierter Sinnenkultur, beweist der Plan eines »Neger—Masseurs«, akademisch gebildet, derzeit Paris, der sich in Wien selbständig machen will und zu diesem Behufe vornehme Klientel unter »Othello« sucht. Erotischer Gipfel in einer Landschaft, in der allabendlich die intelligenten, unabhängigen Damen und die feschen, vollwertigen Intelligenzler lustwandeln, denn intelligent sind sie alle, denen das Organ der Intelligenz hinten dies und vorn etwas anderes sagt.

All dies spielt sich täglich mit einer sympathischen Offenheit ab, die der 'Allgemeinen Zeitung' tatsächlich die geistige Elite dieses Landes gewonnen hat, zum Beispiel mich, der sicherlich weit entfernt von dem Verdacht lebt, den Vertretern welcher Spezialität immer, die da publizistisch versorgt wird, ihre Freude zu mißgönnen; von den paar Fällen abgesehen, wo das Inserat als die Keimzelle der Chantage oder des Zuhältertums erkennbar wird. Wahrscheinlich sind es gemeinnützigere Menschen als die Politiker, von denen vorn die Rede ist, und sicherlich ist die Rubrik, die solchen Reigen täglich mit so herziger Unbefangenheit vorführt, der am besten geschriebene, mit verständlicheren Adjektiven ausgestattete Teil des Organs der Intelligenz. Daß eine Publizistik an der Forderung und Vermittlung lebenswichtiger Angelegenheiten Geld verdient, wäre auch noch nicht der Übel größtes. Dieses ist aber die Heuchelei einer Gesellschaft, die es noch immer erlaubt, daß eine kleine Kupplerin für die Dienste, die sie ihr erweist, bestraft wird und daß die Zeitung, wenn in einem Pensionszimmer sich ein Teil von dem abgespielt hat, was sie täglich propagiert, das dreimal vertagte Hochgericht eines Bezirksrichters zur Sensation macht. Es ist, solange ein elendes Sexualgesetz besteht, das die Verfolgung der Vermittlerin eines straffreien Liebesverkehrs vorsieht, eine der aufreizendsten kriminalistischen Unterlassungen, den Gewinn der Preßkuppelei für legitim zu erklären, ganz abgesehen davon, daß durch diese und nur durch diese auch ein bestehendes Gesetz gegen die öffentliche Unsittlichkeit übertreten wird. Eine andere Frage ist die nach der Kompatibilität der Wahlpropaganda mit der Kuppelei. Wenngleich der Mann, der im Vordertrakt die geistige Elite anzusprechen hat, ein Verwandter des lebenslustigen Altbundeskanzlers Renner sein soll, so ist doch gerade von der offiziellen Sozialdemokratie keine Lockerung der moralischen und gesetzlichen Fesseln des Sexuallebens zu erwarten. (Wenn man etwa an jene polizei-

terminologische Begutachtung des Leumunds einer Mutter durch den Professor Tandler denkt oder an den Ausspruch des Dr. Ellenbogen über den italienischen Arrest, wo sich

Räuber, Diebe, Mörder, Päderasten und Leute ähnlichen Kalibers aufgehalten haben.) Freilich, eine Angelegenheit der Weltanschauung dürfte es für die 'Wiener Allgemeine Zeitung' weder sein, die Intelligenz vorn politisch, noch hinten anders zu befriedigen.

---

## Aus dem Tagebuch der Brüder Goncourt

5. April 1871: — — Wahrhaftig, wenn die Preußen nicht hinter den Kulissen ständen, es wäre zu wünschen, daß die Erfahrungen, die man mit dieser Komiteeregierung macht, ganz vollständig würden. Ja, es wäre zu wünschen, daß es zwei oder drei Monate Sieg gäbe, so daß sie Zeit hätten, ihr geheimes Programm auszuführen und alles Anarchistische und Antisoziale, das in Ihm steckt, zu verwirklichen. Vielleicht kann das Heil Frankreichs um diesen Preis erkaufte werden. Das allein würde der jetzigen Generation den Mut geben, das allgemeine Wahlrecht und die Freiheit der Presse aufzuheben, zwei Unterdrückungen, die vom gesunden Menschenverstand der Mittelmäßigkeiten für »unmöglich« erklärt werden. Ja, auch die Freiheit der Presse! Ich habe nicht mehr Respekt vor dieser sakrosankten Macht, als Balzac oder Gavarni vor ihr hatten. Für mich ist das politische Journal nichts anderes als ein Werkzeug der Lügen und der künstlichen Erregungen, und das literarische Journal, das »kleine« Journal, wie ich es in den Hommes de Lettres zu zeigen versucht habe, nichts anderes als ein Werkzeug des intellektuellen Niedergangs. Ich würde — das sage ich offen — mit einiger Neugier diese Methode am Werke sehen. Ich will nicht behaupten, daß Frankreich dann für immer vor der Demagogie bewahrt wäre, aber mein »Krebstgangssystem« könnte recht gut der Gesellschaft mehr Friedensjahre beschermen, als ihr seit siebzig Jahren die ohnmächtigen Versuche der Versöhnung zwischen Autorität und Freiheit gebracht haben.

---

## Glossen

IN SCHWER DIONYSISCHEM ZUSTAND GESCHRIEBEN

Die 'Wiener Allgemeine Zeitung' druckt das Folgende:

*Graf Adalbert Sternbergs Wahlergebnis:  
für den Mieterschutz und gegen die Askese*

Die nachfolgenden interessanten Ausführungen aus der Feder des *streitbar dionysischen Schriftstellers* stellen wir gerne zur *Diskussion*, ohne uns im einzelnen mit ihnen zu identifizieren.

Die österreichische Wählerschaft wurde zwischen Scylla und Charybdis durchgetrieben. — — Es war kein Kampf, sondern nur ein

*Wettlauf mit silbernen Kugeln*, wie einst Churchill den Weltkrieg nannte. — —

Alle diese kleinen Parteien haben ebenso auf die silbernen Kugeln vergessen als darauf, daß Politik zu 90 Prozent Brot ist. Der Wähler ist nicht nur ein dummes, sondern noch viel mehr ein schlechtes *Luder*. Er gleicht einem *Rudel* Wild im Winter, das dorthin geht, wo Heu in der Vorlage gestreut wird.

Als Ude auftrat, habe ich gehofft, daß er das Samenkorn zu einer toleranten katholischen Partei aussäen wird ... Ich habe *in meinem Bekanntenkreis* für ihn ein bißchen Stimmung gemacht. *Aber die wollten nichts von ihm wissen, weil er ein Feind des Alkohols und der Liebe ist.* — — Die Askese ist ein Training und das Wort hat diese Bedeutung, aber kein Ziel. Sie *verfolgt die Muskelstärkung der Selbstbeherrschung*. Professor Ude predigt den Kreuzzug gegen den Alkohol. Hat er in der Heiligen Schrift nicht gelesen, daß Christus der Herr in Kanaan Wasser in Wein verwandelt hat? Und hat Christus vom Wein nicht gesagt, »das ist mein Blut?« Wird durch diesen unfruchtbaren Kampf gegen den Alkohol nicht *Christus verhöhnt*, und zwar von einem Priester, der täglich den Wein in das Blut Christi verwandelt?

*Und übergehen wir zur Liebe.* — — Wie immer es sei, wenn es auch Sünde ist, so kann jeder, der liebt, auf *weitgehende Barmherzigkeit Gottes* rechnen. *Der Kampf gegen die Liebe bringt die sauren Früchte der Päderastie hervor.* Und diese ist die giftige Natter des 20. Jahrhunderts. Da kommt das sechste Gebot *insbesondere in Betracht, nicht aber* wenn sich zwei Liebende umarmen. *Diese Päderasten bilden Geheimbünde*, gegen die alle anderen Organisationen verschwinden. *Jeder Päderast hat einen Kometenschwanz von Männern, die nach dem Schneeballsystem sich überallhin geltend machen.* Besonders sehen wir dies bei der *Justiz*. Ich erinnere an den klassischen Fall des Haarmann <sup>1</sup>, wo Polizeipräsident und Gerichtsassessor mitverwickelt war ... Und beobachten wir hier in Wien, *was sich da alles nicht ereignet hat.* Der Fall Pruscha. Zum Schutze eines reichsdeutschen homosexuellen Hakenkreuzlers wurde *eine ganz unschuldige Frau wegen Mord verurteilt, obwohl diese alte Frau gar nicht eines gewaltsamen Todes gestorben war* ... Ich kämpfe seit so vielen Jahren gegen die homosexuellen Geheimbündler und habe Dinge *von oben bis unten und von unten bis oben* erlebt, die selbst einen Haarmann die Haare zu Berge stehen machen würden. Hier liegt *ein dunkleres Feld der Betätigung* für die Zehn—Gebote—Politiker als in der Verbreitung der Askese, die *Wassertrinker und Päderasten* zeugt. *Und wahrlich, wahrlich, meine Erfahrungen gehen dahin, daß Wassertrinken und Päderastie Geschwister sind.*

*Der krasseste Fall eines Fehlurteiles* ist vor einigen Tagen von *einem Bezirksrichter gefällt* worden, wo ein gewisser Weiß wegen schwerer Mißhandlung an Weib und Kind, die er einem Martyrium von 13 Jahren aussetzte, mit einem bloßen Verweis bestraft wurde. Die Todesstrafe wäre *noch zu gelinde* für ihn gewesen. Nicht Wein, Weib und Gesang sollten die neu erwachten katholischen Politiker bekämpfen, sondern die Ausschreitungen der Päderasten, die, vom Meineid angefangen, Mord und alle möglichen ande-

---

1 Serienmörder aus Hannover

ren Verbrechen *unter dem Schutze der Geheimbündler* ungestraft begehen können ... Die allerhöchsten Kirchenfürsten waren *ebenso gute Lebemänner als Priester*. Der Papst Johann XXII. <sup>1</sup> hat *zwölf Mönche in Marseille verbrennen lassen*, weil sie die apostolische Armut gepredigt haben. *Christus der Herr hat von allen diesen Dingen nichts hören wollen*, er hat seine Stimme gegen die rituellen Hasser der Juden erhoben, *ebenso wie gegen alles, was unzweckmäßig war*. — —

Ein Fall, der das vielerörterte Problem der »Verantwortlichkeit« im Druckwesen von einer ganz neuen Seite zeigt. Wenn Wassertrinken und Päderastie Geschwister sind, so dürfte kaum je zuvor ein Autor den Verdacht, daß er dem zweiten Laster ergeben sei, überzeugender entkräftet haben.

---

## JOBS

*Alte Bedienerinnen, Staub, Moder, morscher Gartenstuhl, Hürden, Rinnen, Ketten, Hüllen, Fetzen, Bubikopf, Haushaltungsbuch und Bleistift*

Die Sozialdemokraten waren sehr entrüstet über die Ausschaltung der *alten Bedienerinnen* von der Altersversicherung. Gewiß, diese Invaliden der Arbeit sind des Mitleides wert, aber der *Staub*, den sie wegwischen, bleibt deshalb doch nur das Symbol des Gewesenen. Zum *Moder* zieht es lediglich die am Leben schon verzweifelnde, nur einen *morschen Gartenstuhl* mehr verlangende Resignation. Die Sozialdemokraten wichen dabei den *Hürden* eines modernen Eherechtes aus, weil sie sich vor den welkenden Frauen fürchteten, *deren Runzeln Rinnen gleichen*, durch die sehr viele Tränen schon geflossen sind. Sie wollten nicht an *Ketten* rühren, deren Fehlen just den Menschen zerbrechen könnte. — —

Die Frau von heute ist früher zu den Mysterien des Lebens hinabgestiegen als der Mann; sie hat *Hüllen* weggerissen, mit deren *Fetzen* nachher der Jüngling sein von der ersten Erfahrung schon verwüstetes Gesicht bedeckt. Der *Bubikopf* nimmt das Leben, er wartet nicht, bis er genommen wird; im *Haushaltungsbuch* seiner Illusionen steht fein säuberlich Post auf Post verzeichnet, und er will, daß seine Rechnung stimmt. Der Mann steht daneben und *leiht nur dem Mädchen den Bleistift*.

## Das Wirrsal

Es ist auf die Dauer eine Dummheit, den *Käfer* zu kopieren, der *immer gegen den gleichen Baumstamm* fliegt ... Der politische *Horizont* besäße weniger *Nebelflecken*, wenn die Christlichsozialen, so wie das deutsche Zentrum, sich endgültig entschlossen hätten, den Antisemitismus über *Bord* zu werfen ... Wer sich, umgekehrt wieder, wie die Großdeutschen, mit einem fortschrittlichen Kulturprogramm *umgürtet*, darf nicht dessen Wirkung durch die häßliche Farbenwirkung des *gelben Flecks* abschwächen ... Neben dem Rassen— und konfessionellen Antisemitismus gibt es

---

1 † 1334

noch eine dritte Spielart: den Steuerantisemitismus, der *mit streichelnder Hand Wunden schlägt* ... Verstand oder Gefühl — das ist die Frage. *Und aus diesem Wirrsal* führt kein politischer Baedeker hinaus ...

### *Selbstbescheidung*

Ein Dialog von der Art, wie ich ihn jetzt vorübergleiten lassen will, *übersteigt selbst die Grenzen meiner Phantasie.*

---

#### **EIN ALTES VORURTEIL**

Und in diesem Theater, darin die große Künstlerin (*Gramatica*) jetzt spielt, sieht man nur ganz spärlich ein paar Köpfe von jenem geistigen Wien, das sonst so redselig ist und so wichtig tut, wenn es sich um Kunst Dinge handelt.

Das macht nur der Name. Von einer Schauspielerin, die so heißt, will eben das geistige Wien nichts wissen.

---

#### **WAS DENN SONST?**

Der Breitner vernichtet angeblich das Geschäft. Der Dr. Riehl aber will nicht bloß das Geschäft, er will heute die Menschenrechte, die Ehre, die Freiheit, die Existenz der Juden vernichten. Ich wiederhole, daß ich kein Politiker bin und ich muß hinzufügen: ich bin auch kein Geschäftsmann.

Versicherte Salten.

---

#### **ALS KÜNSTLER, DER ICH BIN**

sagte Fritz Grünbaum

muß ich vor allem erklären, daß ich *kein Politiker bin*, und daß für mich auch in der Politik das rein Gefühlsmäßige eine Rolle spielt. In diesem Punkt muß ich vor allem die *Largeheit* der bürgerlichen Politik ablehnen. Und wenn es mir auch als Künstler nicht möglich ist, eine gewissenhafte Überprüfung der wirtschaftlichen Programme vorzunehmen — — so kann ich ohne lange überprüfen zu müssen — — *Aus kulturkämpferischen Gründen* ist es mir ebenfalls nur möglich, gegen die bürgerliche Politik zu sein. Man wirft mir allerdings vor, und es ist richtig, daß ich ein *bürgerliches Einkommen* habe, *aber ich empfinde es als ungerecht.* — —

---

#### **WAS SICH ALLES EINSCHLEICHEN KANN**

Nämlich in die Neue Freie Presse :

[Berichtigung.] In dem in unserem heutigen Morgenblatte erschienenen Referat von Felix *Salten* über die Aufführung »Der Schwie-

rige« im Theater in der Josefstadt hat sich ein sinnstörender Druckfehler eingeschlichen. Es soll nicht heißen: » ... anmutigen menschlichen Schamlosigkeit ... «, sondern richtig: » ... anmutigen männlichen Schamhaftigkeit ... «

Interessant, ich hatte den sinnstörenden Druckfehler zwar bemerkt, aber er ist mir nicht aufgefallen, so wenig wie wenn etwa statt des »Schwierigen« »Der Schmierige« gedruckt worden wäre. Auch dem Setzer, dem es widerfuhr, schien da nichts uneben. Freilich wäre so etwas in einem Beitrag, den Herr Salten der 'Stunde' übergab, nicht vorgekommen. Denn erstens wurde dieses Manuskript nicht gesetzt, sondern vorsichtshalber photographiert, und dann war es auch insofern ein anderer Fall, als es nicht von ihm, sondern von einem anderen herrührte, indem es nämlich ein Brief war, den Peter Altenberg an Herrn Salten gerichtet hatte, was allerdings auch nur aus der Aufschrift hervorgehen konnte, die aber nicht mitphotographiert war. Wer hätte außer mir, von dem der Brief gehandelt hat, den Empfänger erraten sollen? Immerhin konnte sich kein Druckfehler einschleichen, in dessen Berichtigung aber auch gewiß kein Hinweis auf den Adressaten und Übermittler an Herrn Bekessy erfolgt wäre. Er hielt sich so lange mit anmutiger männlicher Schamhaftigkeit verborgen, bis ich ihn (unter Zusicherung der Straflosigkeit) auch zum Adressaten eines Gerichtsstücks machen ließ, als der er sich trotz vielfacher Unpäßlichkeit und sonstigen Schwierigkeiten schließlich doch zu der Zeugenaussage bequemen mußte, wie sich der Brief in die 'Stunde' des Herrn Bekessy eingeschlichen habe.

---

### WEM SAGEN SIE DAS!

In der Neuen Freien Presse führte er aus:

Freilich, das Leben und der Charakter schreiben jedem Menschen ihre Schrift ins Antlitz. Aber wer kann diese Schrift *mit Klarheit ablesen*, wie man einen *Brief* oder eine Druckseite liest? — — Aber das Antlitz von Menschen, die *vor ihrem Richter stehen*, ist am schwersten zu entziffern. Denn die *Nervositäten der gegenwärtigen entscheidenden Stunde*, die Kontakte mit den Richtern ... die *falschen Energien*, die *plötzlich aufwachen*, die echten, die ebenso plötzlich lahm werden, die *innere Gehetztheit*, das *Bedrängtsein von außen her*, all das und noch vieles andere legt sich auf die Gesichtszüge eines Angeklagten, sein wirkliches, sein wahres Antlitz fast verwischend.

Auch des Zeugen. Aber umso freier kann er dann Gerichtssaalpsychologie treiben.

---

### DAS ABGEHACKTE BEIN

im Prozeß Marek — ja, so was kommt nicht wieder. Das waren, in Pathos und Humor, Tage des Festes, gegen deren Fülle die Eindrücke der folgenden Beethoven— und Ahrer—Woche nicht mehr aufkommen konnten. Der Höhepunkt: die bewegte Schlußszene nach dem Freispruch, mit dem Blumenstrauß für den Vorsitzenden, auf den er jedoch zugunsten der Angeklagten verzichtet hat. Den Ausbrüchen des Gemütes entsprachen die des 'Götz'—Humors, und die Wiener Phantasie war von zehntausend abgehackten Beinen erfüllt, die in

Bild und Wort dem Zeitungsleser vorgestellt wurden. Kein Wunder, daß dem Gerichtssaalpsychologen da der Satz entfuhr:

»Haben Sie das Urteil verstanden?« fragt der Vorsitzende freundlich. Sie haben verstanden, sie nicken. Paula Löwenstein *hüpft auf die Beine*: »Ja, bitte!«

---

### PROMINENTE JUDEN

— — Nebstbei kommt die Beschlagnahme reichlich spät. Dem Staatsanwalt konnte es doch kaum entgangen sein, daß das gleiche Blättchen in früheren Nummern, da Seipel noch nicht um seine »lieben Juden« warb, auch nicht davor zurückschreckte, zur Ermordung *prominenter Juden* aufzufordern.

Der Staatsanwalt, der allerdings davor zurückschrak, dem Wisch Reklame zu machen, hat immerhin die Untersuchung eingeleitet. Aber die prominenten Juden, nämlich die übelsten Wiener Zeitungsleute, mit welchen ich im Tode vereint sein sollte, vermieden selbst die Gelegenheit, gemeinsam mit mir beleidigt zu sein und die anonyme Lumperei auch nur wegen Vernachlässigung der Obsorge abstrafen zu lassen.

---

### PROMINENTE HÄUSER

Aus dem Berliner Tageblatt:

in bevorzugter *Westenlage* zusammengehörender Complex, bestehend aus

7 *erstklassigen* Wohnhäusern

preiswert verkäuflich.

In nahem westlichen Vorort mit großen Zukunftschancen

6 *moderne* Wohnhäuser

aus einer Hand verkäuflich.

Aus *Ausländerbesitz* durchweg erstklass. *Westenhäuser* mit Aufw. —Hypothek

12 prominente Häuser

geschlossen, evtl. einzeln, verkäuflich.

Vermutlich Wolkenkratzer. Leider nicht ersichtlich, ob aus dem Besitz eines prominenten Tiroler Arbeiterführers.

---

### MIR SCHEINT, DIE NEUE FREIE PRESSE HAT ETWAS GEGEN MICH

Erstens überhaupt und zweitens, weil ich kürzlich nicht genügend Respekt hatte vor dem Mut, mit dem sie in den Literaturteil zugleich meinen Namen und das Wort Hure eingeführt hat. Und weil ich ausdrücklich darauf hingewiesen habe, daß sie die Neuerung, die die ältesten Abonnenten kopfscheu machte, »nicht etwa in der Gerichtssaalrubrik«, wo sie ja doch schon hin und wieder von mir Notiz genommen hat, sondern eben in der Literaturreubrik eintreten ließ, so beschloß sie, daß ich von nun an, wie in der guten alten Zeit, auch nicht mehr in der Gerichtssaalrubrik genannt sein soll — Strafe muß

sein. Dieser Beschluß wurde beim nächsten Anlaß durchgeführt, leider aber durch ein redaktionelles Versehen auf die folgende Art:

### Politische Preßprozesse

Beim Strafbezirksgericht Josefstadt hatte sich Hofrat Dr. Höflmayr *mit drei Prozessen zu beschäftigen*, die politischen Charakter hatten. In *einer ersten* Verhandlung trat Stadtrat Universitätsprofessor Dr. Tandler gegen den verantwortlichen Redakteur des Wochenblattes 'Das Tribunal' ... klagbar auf. — —

In einer *anderen* Verhandlung handelte es sich um eine Preßklage, welche die ehemals in der Genossenschaftsbewegung tätigen Funktionäre Siegmund Kaff und Wilhelm Wilhelm ... gegen den verantwortlichen Redakteur der 'Arbeiter—Zeitung' ... erhoben hatten. — —

Doch die dritte, ach die dritte stand daneben und blieb stumm. Sie betraf einen Hakenkreuzler, der Leben und Ehre bedroht, aber bloß die Obsorge vernachlässigt hatte. Das hatten sie alle drei getan, und das tun sie alle, die in Österreich für eine Redaktion verantwortlich sind (wie die Arbeiter—Zeitung häufig beklagt). Der offenbarste und glaubhafteste Fall von Vernachlässigung der pflichtmäßigen Obsorge ist aber der der Neuen Freien Presse. Nicht, weil sie die dritte Verhandlung ihren Lesern unterschlagen, sondern weil sie mit ihr nicht auch die Absicht verschwiegen hatte, es zu tun. Sie hat sich eben wieder übereilt. Was hätte sie nur den Leuten geantwortet, die, schon durch die Rätsel der Literaturreubrik aufgeregt, nun mit der Frage an sie herangetreten wären, was denn in der dritten Verhandlung los gewesen sei.

---

### EIN JUSTIZIRRTUM

Der 'Tag' — den die Arbeiter—Zeitung »das Organ der wirklichen Demokraten in Wien« nennt —; das Organ des Herrn Schreier — dem sie »eine recht-schaffene bürgerlich—demokratische Stimme« zuschreibt —; das von Herrn Bosel gegründete und »meine Zeitung« genannte Blatt — das zu den Lebens-fakten eines Erpressers taktvoll geschwiegen hat — meldet in fettestem Druck:

Budapest, 25. April  
(Eigenbericht)

»Tag und Jahr Ihrer Geburt?« — Der Richter lächelt und fügt hin-zu: »Eine sehr unangenehme Frage, aber was soll ich tun?«

Sari Fedak macht »Brrr«, schüttelt sich und gibt keine Antwort.

Der Richter, *an die Journalisten gewendet*: »Ich bin überzeugt, daß die Herren Redakteure taktvoll sind und die Antwort der Künstlerin überhören. Wir wissen doch, daß Sari Fedak ewig jung bleibt.«

*Nun kommt die schwerwiegende Antwort*: »Ich bin in Beregszasz geboren, im Jahre 1886, nach Budapest zuständig.«

*Zwischenrufe wollen auch diese Ziffer auf 1876 korrigieren.*

---

zur Beethoven—Feier:  
Dem Mann maßlos wütender Wort-  
gewitter, dessen Liebe den Nächsten  
mit der Peitsche Reinheit heischen-  
der Virtus striemte, wälzt Schick-  
salsfinstemis undurchdringliche Ne-  
belschwaden vor des Hörganges  
Pforte.

Beethoven wird taub.

Das kann dem Leser, dem solch undurchdringliche Nebelschwaden vor des Hörganges Pforte gewälzt werden, auch passieren. Denn, wie sich der Erfinder dieser Sprache einst kürzer ausgedrückt hat: »Schälle täuben«. Wie dem immer sei, jedenfalls sieht man, daß er der Alte geblieben ist, daß er durch das schurkische Attentat, welches ihn zum Blutzengen gegen diese deutsche Nachkriegswelt gemacht hat, nicht, wie das Gerücht behauptete, der Kraft verlustig ging, seine Satzgebilde zu formen. Bedauerlich genug, daß sich Gesundheit nicht anders ausdrückt, erfreulich, daß sie sich ausdrückt. Und man darf mir schon glauben, daß ich solche Gelegenheit zum Dementi mit einem positiven Gefühl benütze: auch als die zu einer menschlichen Anerkennung, die dem Manne gebührt, der für die sagenhafte deutsche Freiheit mehr getan, weil mehr gelitten hat, als alle diese Protestliteraten zusammen, die sich in Gruppen hervorwagen, um unter einen verständlicheren Leitartikel ihre Namen zu setzen. Ich habe es mir seit damals versagt, seine Arbeiten, die er fast nur mehr in Wien veröffentlicht, zu lesen, und sicher war es bloß um dieser Erklärung willen meinem Blicke verhängt, auf den einen, vollkräftigen Satz seiner Beethoven—Huldigung zu fallen.

---

DER GLASERDIAMANT

Dieses ist von Werfel, für Mosse zu Ostern:

*Der Fanatiker*

Wehleidig, wie noch immer nicht gesundet  
Von langer Krankheit, schaut er müde *drein*.  
Er wählt, abwesend, unter Näscherein,  
Von denen ihm die süßeste nicht mundet.

Braun ist sein Aug' von Ekel untergrundet.  
Ein graues Lächeln hängt wie Spinnweb fein  
Im Runzelwerk: Die Welt ist so gemein!  
Man hat ihn schon im Mutterleib verwundet.

Das Stichwort fällt! Der noch wie Uferweiden  
Im Winde des Gespräches schlaff sich wand,  
Hebt eine Stirn nun, steinern ausgespannt.

Das Kinn zielt scharf. Nun sollen andre leiden!  
Schon blitzt, um uns ins Lügenherz zu schneiden,  
Sein Brillenblick, der Glaserdiamant.

Man sagt, es gehe gegen mich. Ich wüßte nicht, wie er zu der Beobachtung gekommen wäre. Möglich, daß ich in der Zeit, da ich den Dichter in der Maienblüte meiner Sünden und seiner Begeisterung ein paar Mal an meiner Seite hatte, müde und wehleidig dreingeschaut habe. Das ist aber schon lange her und von Ekel untergründet war mein Auge erst später, als sich das Erlebnis der Haßliebe an einem dieser Verehrer nach dem andern wiederholte. »Näscherein« und gar solche, die sich so pragerisch reimen, habe ich selten genossen, und richtig ist nur, daß mir bald die süßeste, welche man in Deutschland für Lyrik hält, nicht gemundet hat. Ich erinnere mich, daß ich etwa im Jahre 1913 nach dem Abendessen einige sogenannte »Scheidl«, die geradezu ein Gedicht waren, zu mir genommen, diese Gewohnheit aber zugleich mit dem Genuß der echten Werfel eingestellt habe. Es könnte nun sein, daß das Motiv der »fünfzehn Indianerkrapfen«, für das ich vergebens nach einem Anhaltspunkt in meinem Leben suchte, aus solchem Bezirk visionärer Eindrucksbildung — der Dichter sah mir auf die Lippen — in die Erpresserjournalistik gelangt ist. Daß ich mich je im Winde des Gesprächs mit Werfel wie Uferweiden schlaff gewunden haben soll, ist eine starke Übertreibung und vielleicht die hysterische Übertragung eines Jüngers, der sich damals im Mänadenzustand vor mir gewunden hat, bis er sich selbständig machte und mich nebbich überwand. Es kam, nach jener großen Zeit, da das Vaterland die Begeisterung für Görz verlangte, die Epoche des Sturms und Drangs auf den Bankverein, welcher sich aber auch nicht erobern ließ, hierauf spiegel menschliches Besinnen, etliche Libretti mit und ohne Musik von Verdi, von dem »La donna e mobile« ist, und dazwischen öfter ein Gedicht, das meines Wesens Bild als das eines Fanatikers, eines Torquemada, kurz als das eines Menschen zeichnete, der keine Gefühlsschlamperei in der Literatur duldet. Aber immer so, daß es etwas unbestimmt war und auch gegen einen andern gehen konnte. Ich habe natürlich gar nichts dagegen, daß es sich auf mich bezieht, wiewohl manches nicht zu stimmen scheint. Das mit dem Brillenblick, dem Glaserdiamanten, ist gewiß nicht richtig. Ich trage wohl eine Brille, weil mein Auge kurzsichtig ist, aber mein Blick ist es keineswegs. Nicht die Brille, die nur bei der Erfassung äußerer Mißeindrücke hilft, macht meinen Blick zum Diamanten, der das Gläserne bricht; sondern von Natur schneidet er ins Lügenherz. Daß der Dichter sich zu einem solchen bekennt, um meine Unerbittlichkeit anzuklagen, ist vielleicht eine Fleißaufgabe zu dem Gerichtstag, den er über sich zu halten pflegt. Dennoch möchte ich ihn, streng, aber gerecht ermahnen, in seinem Läuterungsbedürfnis nicht zu weit zu gehen. Ich fühle mich nicht getroffen, wohl aber belästigt, und er sollte sich doch ein Beispiel an mir nehmen, der sich so lange als nur möglich zurückhält, jenen Gerichtstag über sich zu halten, durch den hervorkäme, welcherlei Menschlichkeiten ich literaturreif gemacht habe. »Nun sollen andre leiden!«: es ist einfach nicht wahr, daß dies mein Wunsch ist, und ich habe es mein Lebtage immer so lange vermieden, als es mit einem öffentlichen Interesse nur irgend vereinbar war. Diese Abspiegelungen meiner Wesensart, wie sie sich vazierenden Verehrern darstellt, diese Versuche, mit mir bei Mosse oder wo immer in Sonetten anzubinden, wünsche ich ehestens eingestellt, nicht weil sie mich betreffen, sondern weil sie der klägliche Ausweg eines Betroffenen sind, der zugleich nicht dichten und nicht polemisieren kann. Wie rein sachlich in künstlerischen Dingen ich urteile,

rücksichtslos bis zum Fanatismus, wenn es sich um Verse handelt; wie da den Glaserdiamanten — schon blitzt er — kein Mitleid abhält, andere leiden zu lassen, beweise ich allerdings gerade in diesem Fall. Denn wiewohl das Gedicht offenbar gegen mich geht, bringe ich doch die Objektivität auf, zu erklären, daß es ein Dreck ist.

---

### KEINEN SEUFZER, WENN ICH BITTEN DARF!

Daß also der Herr Werfel seine liebe Not mit mir hat und seinen Drang, sich mit mir »auseinanderzusetzen«, ist bekannt und begreiflich, und wenn ich die Schar der an mir Leidenden, wenn ich den Reichtum dieser Formen von Haßliebe — mit den unbestimmbaren Grenzfällen zwischen Krankheit und Schmutz überblicke, so stellt er schließlich noch den saubersten und gesündesten Fall dar. Gewiß ist es nicht unbedenklich, daß ein Dichter in gesetztem Alter, der die Unsterblichkeit schon so gut wie sicher hat, noch immer nicht Ruh gibt und mich immer wieder für die unerledigten Rückstände seiner Pubeszenz verantwortlich macht, und angenehm ist mir der Zustand keineswegs. Das geht so seit dem Tag von Damaskus, wo ich die räumliche Auseinandersetzung vollzog und ihm bedeutete, es würde ihm schwer werden, wider den Stachel zu löcken. Aber gerade darum muß er. Es fiel ihm wie Schuppen von meinen Augen; nur daß er vorher drei Tage nicht gegessen hatte, glaube ich nicht, eher daß er nachher Speise zu sich nahm und sich stärkte. Die Erleichterung erfolgt regelmäßig durch eine Produktion, die in alle stofflichen Formen und Fernen das Erlebnis mit mir projiziert, und nur mit dem tantienreichen Schicksal des Kaisers Max von Mexiko soll ich unverbunden geblieben sein. Nun wollte er auch die Gelegenheit, sich als Paulus unter den Pragern vorzustellen, nicht vorübergehen lassen, ohne mir die undankbare Rolle zuzuweisen, die ich nun einmal in seinem Leben zu spielen habe. Diese Rolle ist die des »Rabbi Beschwörer«, während er, »der doch im Grunde selber Paulus ist«, wie Herr Dr. D. J. Bach bekundet, eine weit bessere spielt. Hören wir aber, was der Exeget in der 'Arbeiter—Zeitung' von den Juden, unter die Werfel tritt, zu sagen weiß:

Sie zerbrechen an einem starren Glauben, von dem sie nicht einen Buchstaben zu zerstören wagen. Und doch sehen sie vor sich die *halb abschreckende, halb verächtliche* Gestalt des »Rabbi Beschwörers«, dem Gott nichts anhaben kann, weil er alle *hundertfältigen Vorschriften* aufs genaueste befolgt. *Oh, dieser »Affe der Gerechtigkeit« ist stark*, gegen alle, die mit ihm glauben; *ohnmächtig gegen den einen Paulus*, der den alten Glauben überwunden hat.

Diese betonte Auffassung einer literarischen Begebenheit ist der Szene entnommen, in der Herr Werfel wie folgt mit dem Rabbi Beschwörer fertig wird und in der ich zu aller sonstigen Demütigung von Herrn Treßler dargestellt werde:

*Paulus*

Sieh mich an, Beschwörer! So wahr in dir Nichts ist als die *Eitelkeit des Worts*, tust du keinen Schritt mehr, sind deine Glieder gebunden, dein Leben gebannt!

*Rabbi Beschwörer*  
(windet sich und bricht stumm in die Knie)

*Paulus*  
Die Liebe, die auch zu dir gekommen ist, löst dich. Steh auf und geh von hier!

*Rabbi Beschwörer*  
(schwankt auf, stammelt, wirft die Arme empor und stürzt ab)

Das wird mein Soff sein. Ganz so wird es sich abspielen; wie es sich der kleine Paulus vorstellt. Von seinem Bann getroffen, von seinem Erbarmen gelöst, werde ich »aufschwanken«, stammeln, die Arme emporwerfeln und abstürzen. In der Eitelkeit des Worts durchschaut, von einem Autor des Zsolnay—Verlags auf die Knie gezwungen, werde ich aber doch noch von Glück sagen können, daß ich nicht ein Stück geschrieben habe, das nebst anderen Schmockereien die folgenden Aktschlüsse bietet:

*Der hohe Priester*  
(steht regungslos in den herrlichen Gewändern. Über sein Gesicht rinnen die Tränen).

*Eine große Musik*  
mahnt vom Tempel her

und

*Simon Petrus*  
geht nach Hause! Die Stunde des Christus ist da!

*Das Weinen der Juden*  
(dauert fort)

Ende

Nun aber im Ernst und mit Herrn Dr. D. J. Bach gesprochen, der immerhin schon über fünfzig Jahre zählt. Ob der Rabbi Beschwörer wirklich so »ohnmächtig gegen den einen Paulus« ist, der den Juden mit Librettoproblematik imponiert, wollen wir dahingestellt sein lassen. Ich glaube schon, daß er imstande sein wird, jenem die einzige echte Regung seines literarischen Charakters, den Drang zu meiner Sphäre, abzutöten, die Lust zu dramatischen Anspielungen zu benehmen, ja die Karriere zu versperren, die da, nach der Versicherung des eingeweihten Herrn Dr. D. J. Bach, »leuchtet« als »der Weg eines Dichters zu Bekenntnis, Leid und Ruhm«. Leid dürfte übrigbleiben. Wen nun der Bekenner mit der Fratze des »Rabbi Beschwörer« gemeint hat, ist nach den Erlebnissen, die ihn eher aus einem Paulus zu einem Saulus gemacht haben, ziemlich klar, und seine Aussage über mich so verlässlich wie jene Darstellung im »Spiegelmenschen«, nach der ich am Grabe Peter Altenbergs mit geschminkten Lippen gesprochen und die Trauernden gefragt hätte: »Wie hab ich gewirkt?« Da berufe ich mich nur auf das Wort des Festus aus der Apostelgeschichte: »Paule, du rasest; die große Kunst macht dich rasend«. Blicke nun noch ernsthaft zu prüfen, wen der Herr Dr. D. J. Bach gemeint hat oder vielmehr, ob er sich der Beziehung, die sein Dichter herzustellen wünscht, bewußt war. Das »Oh« über die Macht eines »Affen der Gerechtigkeit« drückt ziemlich starke Beteiligung an den Schmerzen des Herrn Wer-

fel aus, aber vielleicht auch einen Seufzer aus eigener bedrängter Brust. Allerdings, welches Bild sich die emeritierten Verehrer von mir machen, geht mir weniger nah als ihnen die Tatkraft, mit der ich, ohne aufzuschwanken, auf Einhaltung der hundertfältigen Vorschriften, zum Beispiel des § 23 P. G., bestehe, ich weiß, die Juden haben es schwer mit mir, und es grenzt wirklich schon an Fanatismus, daß ich nicht davor zurückscheue, nebst den Sprachgesetzen auch noch die Strafgesetze befolgt zu wünschen, ja den letzten armseiligen Rest einer ramponierten Autorität gegen eine korrupte Freiheit mobil zu machen. Es ist die alte Beschwerde, daß ich innerhalb der Literatur, die so gern leben und leben lassen möchte, den starren Rechtsbegriff verkörpere, aber sie gehört weiß Gott zu eben den vielen Ungerechtigkeiten, auf die ich es abgesehen habe. Denn man vergißt nur zu gern, daß ich an dem Gerichtstag, den ich über mich selbst halte, mir doch die Schuld an dem Libertinertum beimesse, das meinen Aufstand gegen eine mörderische Moraljustiz so schmäählich mißbraucht hat. Aber freilich, so wahr ich derjenige bin, der die Märtyrer der bürgerlichen Geschlechtsheuchelei und die Opfer des § 144 verteidigt, und derjenige, der eine Staatsgewalt anklagt, die den Mundräuber hängt und den Bankräuber laufen läßt, so wahr ist es, daß ich es mit der brüchigsten Gerechtigkeit halte gegen jegliches Stundenpack, daß ich auf Befolgung der Vorschrift dringe, kein falsches Zeugnis zu reden für seinen Redaktionskollegen, daß ich die Schlieferln fasse, wenn sie durch die Maschen einer allzu liberalen Preßjudikatur entschlüpfen wollen, und daß mir für tintige Prätzen die Daumschraube gerade angemessen erscheint. Im allgemeinen komme ich ja mit Polemik und Satire in meinem Beruf aus, aber für gewisse Sonderfälle des freiheitlichen Lebens behalte ich mir eben die Maßnahmen jenes dürftigen kriminalistischen Schutzes vor, den die fragwürdigste Staatsgewalt dem Steuerzahler gewährt. Was haben sie nur alle mit meiner »Gerechtigkeit«, und warum schließt sich ein unbescholtener Schriftgelehrter, den sie doch nicht gefährdet, den Seufzern der verfolgten Büberei ohneweiters an? Freilich, ich erinnere mich, es war etwas torquemadahaft von mir, darauf zu bestehen, daß der ohnedies bedrückte Leiter der Kunststelle einen Erpresser, gegen den man damals nicht mucksen durfte, zu einer Berichtigung der Lüge anhalte, man hätte mich der Arbeiterschaft als Vorleser aufgedrängt <sup>1</sup>. Und war es nicht grausam, aus einer der vielen Unterlassungen, die ein kulturpolitisches Lebenswerk zusammensetzen, eine Affäre zu machen, die Konsequenz zu ziehen, daß ich mich nicht mehr der Arbeiterschaft aufdrängen ließ, ja sogar zu untersuchen, was ihr statt meiner Vorträge geboten wird? Wenn man noch dazu bedenkt, daß ich auch schon in der Zeit, da alles in Ordnung ging, die Schlamperei nicht dulden wollte und etwa die Vorschrift eingehalten wünschte, daß auf den Karten keine andere Zeit des Vortragsbeginns angegeben sei als in der Zeitung, so mag man ja verstehen, daß die Gestalt des Rabbi Beschwörers, wie sie der Dichter zeichnet, für den Kritiker etwas halb Abschreckendes hat. Aber wenn ich dies schon hinnehme, so möchte ich ihn doch fragen, warum er sie auch verächtlich findet; und just einen Tag nachdem ganz an der nämlichen Stelle einer jener rühmenden Hinweise auf mein Kriegswerk erschienen ist, die mir zwar zum Hals herauswachsen, aber nicht den Mund stopfen können. Ich richte demnach an Herrn Dr. D. J. Bach, den ich stets als einen meiner wärmsten Verehrer geschätzt habe, — auf die Gefahr hin, das Bild zu vervollständigen, das ihm der Dichter von mir entworfen hat — wieder einmal eine Aufforderung. Nämlich zu erklären: warum und seit wann er meine Gestalt verächtlich findet, und diesen offenbaren Widerspruch zu den zahllosen, von mir nicht erschlichenen Bekenntnissen seiner Achtung

1 s. Heft 706 »Warum ich an der Republikfeier nicht mitwirkte« # 04

zu begründen; zu sagen, ob ich mir seinen Abscheu bereits in der Zeit erworben habe, da ich unermüdlich und für wohltätige Zwecke der Arbeiterschaft zur Verfügung stand, oder erst, seitdem widrige Umstände mir diese Freude verwehrt haben. Oder aber zu erklären: daß er nicht im entferntesten dem Weg des Dichters zu Bekenntnis, Leid und Ruhm in diesem einen Punkte nahegekommen, sich der Beziehung, die dem Herrn Werfel vorgeschwebt hat, weder von selbst bewußt geworden sei noch von ihm den Schlüssel zum Verständnis der Gestalt empfangen, und nicht über mich, sondern über ganz wen andern geseufzt habe oder nur so im allgemeinen. Ich erwarte von der bürgerlichen Anständigkeit des Leiters der sozialdemokratischen Kunststelle, daß er, falls er nicht klipp und klar sagen könnte, daß er mich verächtlich findet, angibt, an wen er bei dem Seufzer gedacht, oder zugibt, daß er sich überhaupt nichts gedacht habe.

---

### EINE DER STÄRKSTEN HUMORISTISCHEN BEGABUNGEN DEUTSCHLANDS

ist wohl der A. de Nora, der als Arzt in München wirkt und somit auch in der Lage ist, den Leuten, die sich über seine Einfälle krank gelacht haben, beizustehen, während die Herren Roda Roda und Karlchen (Ettlinger) unbewegt an den Lachkrämpfen ihrer Opfer vorbeischreiten. Ob A. de Nora bewußt auf Patientenfang ausgeht, läßt sich natürlich nicht sagen, man behauptet aber, daß sein Ordinationszimmer neuestens überfüllt sei von Deutschen, denen er das Zwerchfell reparieren soll, nachdem er es durch das folgende Scherzgedicht erschüttert hat. Eine Nachricht aus Wien riß ihn fort, er konnte nicht anders, Der Titel lautet:

#### *Finis Vindoboniae?*

wobei das Fragezeichen, sich offenbar auf den Zweifel bezieht, ob das der richtige Genitiv von Vindobona sei. Das Motto lautet:

Der Semmelkonsum in Wien ist um  
600.000 Stück täglich zurückgegangen, als  
Opfer der »modernen Linie« bei der Wie-  
ner Weiblichkeit,

Und die Dichtung:

Kipferln, Krapferln, Buchteln, Schnecken,  
was so süß der Wiener bäckt —  
Semmeln, Stritzerln, Brezeln, Wecken,  
was so *resch* und *knusperig* schmeckt,  
und das wien'rischste an Wien je  
(wenn's auch rundlich macht und feist) —  
weicht jetzt der »modernen Linie«  
und wird einfach nimmer g'speist!

*Buckerl, Backerl, Kinn und Goderl,*  
was der Wien'rin Stolz und Schmuck —  
*Trinkerl, Hüfterl und Popoderl,*  
was so schön geschützt vor Druck  
und *das Prallste war an Prall je*

(und das Molligste daneb'n) —  
weicht jetzt der modernen Taille  
und wird dürr und bretteleb'n!

Maderln, Schnuckerln, *Buzerln*, *Batscherln*,  
nix mehr davon essen z' Haus  
von den Semmerln, Kipferln, *Dartscherln* —  
sagt's mir: zahlt sich denn das aus?  
Sechsmalunderttausend Laiberln  
täglich weniger zu verzehrn,  
heißt: daß täglich tausend Weiberln  
um ein wengerl schlacher wer'n ...

A. de Nora

Sachlich bleibe dahingestellt, ob diese knutschfidele Auffassung des Weaner-  
tums, durchaus der reichsdeutschen Einschätzung seiner Qualitäten entspre-  
chend, nicht insofern danebenknutscht, als die 600.000 Semmeln — wenn die  
Meldung auf Wahrheit beruht — ausschließlich von den oberen zehntausend  
Wienerinnen verschiedener Herkunft verschmäht werden dürften, deren cha-  
rakteristisches Merkmal vielleicht schon früher nicht gerade der Stolz auf  
Buckerl, Backerl, Kinn und Goderl war. Ob ferner etwas resch und knusperig  
»schmecken« kann, dürfte auch im Hochdeutschen zu entscheiden sein. Was  
aber das Trinkerl (in der Nähe des Popoderls), ferner die *Buzerln*, *Batscherln*  
und die *Dartscherln* betrifft, so scheint es sich um urweanerische Bezeichnun-  
gen zu handeln, die, bei uns längst verschollen, sicherlich wieder aufleben  
werden, wenn einmal der Anschluß vollzogen sein wird. Ich stelle mir diesen  
so vor, daß, während hier vor Freude die Komtessen die Fiaker umarmen, die  
Waschermadroln, auch nicht faul, sich nach Deutschland auf den Weg machen  
werden, um den dort wartenden Humoristen zu zeigen was so schön ge-  
schützt vor Druck und das Prallste war an Prall je, nämlich das Popoderl, in  
der Hoffnung, daß es so resch und knusperig schmecken wird wie zuvor, so  
daß von einem *Finis Vindoboniae* füglich nicht die Rede sein könnte.

---

### HUMOR DES INLANDS

Das Verkehrsministerium hat, zur Verständigung im Verkehr und zur  
Verkehrung des Verständigen, aber damit halt die Zeit vergeht, angeordnet,  
daß künftig der Plural von »Wage« »Waagen« geschrieben werde, um diese  
ewigen Verwechslungen mit dem Plural von »Wagen«, der nach wie vor so ge-  
schrieben werden soll, tunlichst hintanzuhalten. Hierauf hat sich der Lokal-  
spötter der Neuen Freien Presse gemeldet, darauf ein seriöser Leser, der die  
ministerielle Maßnahme verteidigt, da insbesondere bei »Kinderwagen« eine  
Verwechslung sehr leicht passieren könne. Und dann erschien das Folgende:

[Wagen und Waagen.] Ein Leser schreibt uns: Der Verfasser der  
Zuschrift unter obiger Marke im vorigen Samstagabendblatte hat  
unrecht; die Mehrzahl des Wortes Wagen in der Bedeutung eines  
Vehikels *hat den Umlaut, es heißt also nicht die Kinderwagen son-  
dern die Kinderwägen*. Das Doppel—a in den Kinderwaagen ist  
also *von diesem Standpunkte aus* nicht nötig.

Das druckt die Neue Freie Presse, ohne mit der Wimper zu zucken. Nun gibt  
es allerdings eine deutsche Nebenform des Plurals von Wagen: Wägen, wie

Mägen und Krägen, welche aber die jüdische Hauptform ist. Daß diese dem Verfasser der Zuschrift, die der Neuen Freien Presse imponiert hat, vorschwebt, beweist die apodiktische Hinstellung der Norm. Es ist fast so, wie wenn in einen Streit, ob man eine oder »auf eine« Sache zu vergessen habe, sich das Arbitrium mischte, daß man »an« sie zu vergessen hat. Zum Glück aber hat sich schließlich noch ein Belesener gemeldet, der mit Hinweis auf den »Kampf der Wagen und Gesänge« bei Schiller und von diesem Standpunkte aus die Kinderwägen in die Leopoldstadt zurückrollte. Worauf sich freilich wieder das Ministerium melden könnte, um darzutun, wie gerade dieses Zitat die Reform rechtfertige. Denn wer in Wien kennt sich schon aus, was für Wagen auf Korinthus' Landesenge gemeint sind.

---

### DAS KANN SCHÖN WERDEN

Die Geschlechtsbestimmung wird heutzutage noch durch die Vornamen erschwert. Seit Jahren laboriere ich an dem Zweifel, ob Friedl Schreyvogel ein Kollege oder eine Kollegin von mir sei, und da ich jeder literarischen Verbindung entbehre, erhalte ich keine Gewißheit. Die Gesinnung Friedls scheint insofern festzustehen, als sich sowohl die Leo—Gesellschaft wie die Concordia die Förderung angelegen sein läßt. Was den Vornamen betrifft, so ist es immer ein sympathischer Zug, wenn die Kinderstube in die Unsterblichkeit nachklingt, und wie lieb würde sich etwa die Unentschiedenheit von Franz Grillparzer oder Hansi Nestroy ausnehmen (während die Version eines Johann Niese trotz seinem Knieriem längst abgetan ist). Dagegen hätte die Vorstellung eines Friedl Nietzsche etwas Herabwürdigendes, indem in ihr doch das Tänzerische zu stark betont wäre auf Kosten des Gedanklichen. Ein Peperl Kainz würde auch viel an Illusion verlieren, während manchmal sogar der Zuname eines Bühnenlieblings die andere Deutung zuläßt und man sich etwa keinen Augenblick besinnt, schlechtweg von der Moissi zu sprechen. (In diesem Zusammenhang will ich, um nicht halbvernarbte Wunden aufzureißen, es absichtlich vermeiden, auf Stefi Großmann hinzuweisen.) Das erfinderische, Talent eines Zeitalters, dessen technische Bestrebungen das Wunder durch das Rätsel verdrängt haben, macht sich auch bei der Wahl des Pseudonyms bemerkbar, und der Drang, auf diesem Gebiet Neues zu erfinden, stellt den Feinschmecker der Attraktionen des Bühnen— und Filmwesens vor interessante Entscheidungen. »Gert« zum Beispiel ist jetzt sehr begehrt, man weiß nicht, was soll es bedeuten, und vollends vermutet man hinter »Sonik« ein Neutrum. Um aber auf das Problem Friedl zurückzukommen, so wächst die Schwierigkeit angesichts der folgenden Meldung:

Ein neues Stück von Friedl Schreyvogel im Deutschen Volkstheater

— — Die Premiere wird noch in dieser Saison stattfinden, die männliche Hauptrolle spielt Ferdinand Onno, die weibliche Hauptrolle Friedl Haerlin — —

Hier dürfte es sich, wiewohl man das im neuen Theater nie mit Bestimmtheit sagen kann und auch ein Herrlin die weibliche Hauptrolle innehaben könnte, doch wohl um eine Frau handeln. Immerhin, wenn da auf der Probe einer »Friedl!« ruft, wer wird sich zuerst umdrehen?

## WIE VERSCHIEDEN DIE ANSICHTEN SIND

Während die 'Arbeiter—Zeitung' findet:

Der Vorhang hebt sich, eine entzückende Dekoration von Oskar Strnad weckt frohe Erwartung — aber gleich in der ersten Szene zur ebenen Erde lassen sich Maierhofer, Thaller, k. k. *Hofschauspieler*, zu volkstümlicher Heiterkeit herab. Doch es bessert sich ...

worüber man in Graz staunen wird — meint die 'Reichspost':

Wie es denn überhaupt eine wahre Wohltat war, die wienerischen Künstler dieses Hauses wieder einmal zu wahrhaft löblichem Tun versammelt zu sehen, sie wieder einmal so reden zu hören, *wie ihnen die Schnäbel gewachsen sind. Geradezu eine Wonne ist es für wienerische Ohren, einen Abend lang Herrn Maierhofer reden zu hören, der als Damian die allernettesten und gemütlichsten Saiten seines ganz unvergleichlich köstlichen Humors spielen läßt.*

Worüber man in Graz gleichfalls staunen wird und zwar nicht ohne einen gewissen Stolz darauf, daß es eine Wonne für wienerische Ohren ist, einen Abend lang steirisch reden zu hören. Für deutsche Ohren ist es wieder eine Wonne, »allernetteste Saiten« spielen zu hören.

---

## WELSCHER WORTTAND

im Hakenkreuzlerblatt:

— erntete für ihre *Charsons* lebhaften Beifall — — war voll *Charm* und *Laune* — —

Nun ja, es wird schon gehn.

---

## DER DRUCKFEHLERTEUFEL JÜDELT SCHON

Einige sagen: Beer—Hofmann habe es dem Fiesko besorgt ...

Er hatte zwischen besagt und besorgt geschwankt.

Sein Tog vollends ... macht dem Zuschauer nicht bange.

Er hatte zwischen Tag und Tod zu wählen. Sein Wahlspruch: *In dubiis libertas.*

---

**(DIE BEHAUPTUNG, DASS IN DER »NEUEN FREIEN PRESSE« ARTIKEL ERSCHEINEN KÖNNTEN, DIE IRGENDWELCHEN PERSÖNLICHEN GEFÄLLIGKEITEN ENTSPRECHEN WÜRDEN, IST SO LÄCHERLICH, DASS SIE WOHL KAUM EINER BESONDEREN WIDERLEGUNG BEDARF. ANM. D.**

**RED.)**

Nein, aber auch auf so was zu verfallen!

---

In allen Blättern der großen Parteien — mit Ausnahme des klerikalen —, nach höchstem Tarif an bevorzugter Stelle, im Neuen Wiener Tagblatt, in den Wiener Neuesten Nachrichten, in der Arbeiter—Zeitung in den Textteil eingelassen, in der Neuen Freien Presse den Leitartikel durchbrechend, war am 20. März 1927, doppelt so groß, das Folgende zu sehen:

## DAS 1. GEBOT



### IST DAS EIN STAAT!

» — — Herr Bosel hat damals im Verlauf dieses Gesprächs seinem Befremden darüber Ausdruck gegeben, daß jetzt von dieser Seite solche Angriffe gegen ihn erfolgen, und *angedeutet*, er wäre bei einer Fortsetzung dieser Angriffe gezwungen, sein bis dahin bewahrtes Stillschweigen zu brechen. Er ließ auch durchblicken, ich möchte doch mit den maßgebenden Herren der Großdeutschen Volkspartei darüber sprechen, um gewisse Weiterungen zu vermeiden. — — «

### OB ES DER POLIZEI GELINGEN WÜRDEN?

Das Gewerbegericht hat also verfügt, daß der aalglatte Herr Bosel, der als Zeuge so schwer zu fangen ist wie der massivere Castiglioni, »zwangsweise vorgeführt« werde. Die Zeugenschaft der beiden Herren schwebt der Justiz seit langem als Ideal vor, nicht zu erreichen, und die dem praktischen

Leben entrückten Richter wollen, wie eben Idealisten sind, es nicht aufgeben. Bosel wieder, verwöhnt durch obrigkeitlichen Umgang, kann es nicht begreifen, daß es mit der Justiz schlechter sein soll Kirschen zu essen als mit der Polizei, aber man glaubt doch, daß ihm schließlich nichts übrig bleiben wird, als dem Zwang das Freiwillige vorzuziehen und statt der Krankheitszeugnisse jenes eine abzulegen, das man von ihm begehrt. Aus dem simplen Grunde, weil ja die Polizei die Vorführung in solchen Fällen zu besorgen hat und kaum durch Unpäßlichkeit sich ihr in diesem einen Fall entziehen könnte. Unvorstellbar aber wäre die Vorführung durch eines jener Organe, die in der Zeit nach der großen Zeit, als Gott selbst die Lilien auf dem Felde nicht mehr kleidete, die Großmut des Herrn Bosel uniformiert hat. Würde es der Polizei gelingen? Oh, er würde den Stoff, aus dem die Sicherheit gemacht ist, wiedererkennen, ihn zärtlich befühlen und mit schmerzvollem Blick gen Himmel in die Worte ausbrechen: Dank vom Haus Österreich!, oder in die noch klassischeren: Alle gehn sie auf mich mit dem Damoklesschwert los! ... Aber schließlich müßte es sein, und selbst wenn die Talare gleichfalls den mäzenatischen Ursprung nicht verleugnen könnten, was aber — denn doch — eben nicht der Fall ist.

\*

*Nachschrift.* Er ist freiwillig erschienen und hat seine Zeugenpflicht, sich an nichts erinnern zu können, erfüllt.

---

## **Ein Plakat, das seine Wirkung vor dem Erscheinen getan hat**

Wie und unter welchen Umständen, wird dargelegt werden, wenn das Problem, das sich unter dem Nachkriegsnamen »Wipag« verbirgt, seine gerichtsmäßige Lösung gefunden hat, hoffentlich aber noch vor Schluß der Ausstellung »Wien und die Wiener«. Der folgende Aufruf, der als Vorabdruck aus diesem Heft erschienen ist, wurde gleichzeitig der städtischen Plakatierungsanstalt übergeben, die sich am 4. Mai verpflichtet hatte, ihn am 5. anzuschlagen. Am 6. Mai erklärte sie schriftlich, daß ihr solches unmöglich sei, am Nachmittag desselben Tages widerrief sie diese Erklärung. Von solcher Liberalität wurde kein Gebrauch gemacht und das Plakat auf anderem Wege verbreitet, nicht ohne bereits eine gewisse Beachtung gefunden zu haben. Die sogenannte »Wipag« stellte die ihr übergebene Auflage fast vollzählig dem Verlag der Fackel zurück. Schließlich gelang es ihr, auch den fehlenden Rest zur Stelle zu schaffen.

### **WARNUNG IN LETZTER STUNDE**

Der Schuft, den ich aus Wien verjagt habe, *Emmerich Bekessy*, vom Landesgericht wegen Erpressung und falscher Zeugenaussage verfolgt, hat sich der Gefahr der Auslieferung durch die Flucht aus Paris nach Budapest, dem Ausgangspunkt seiner Laufbahn, entzogen. Sein Advokat, der bekannte Militärauditor Preminger, hat ihm zufolge des Umstands, daß ihm bei der Aufnahme in den österreichischen Heimatverband die Bescheinigung des Austritts aus dem ungarischen »durch besonderes Entgegenkommen der

Gemeinde Wien erlassen wurde«, die Anerkennung seiner ungarischen Staatsbürgerschaft erwirkt, offenbar für die Verdienste, die er sich nach dem Sturz der Kommune durch Überlieferung rotgardistischer Soldaten an den weißen Terror erworben hatte und durch weitere Leistungen noch erwerben dürfte. Der im Krieg wegen Ausbeutung Untergebener militärgerichtlich abgeurteilte Erpresser, der durch fünf Jahre Wien gebrandschatzt und sämtliche Machtfaktoren der österreichischen Öffentlichkeit unter dem Druck übler Mitwisserschaft in wirtschaftlichen Dingen oder der Beschmutzung ihres Privatlebens gehalten hat, betreibt nunmehr mit derselben erpresserischen Gewalt, mit der er ehemals die Staatsbürgerschaft erlangte, deren Annullierung, um, statt seiner Auslieferung an das Wiener Gericht, die nicht mehr erfolgen kann, die Auslieferung der ihn betreffenden Straftaten an das Budapester Gericht durchzusetzen. Gelingen dieser Plan, so stände nach dem kurzen Prozeß, den die ungarische Justiz mit dem Wiener Aktenmaterial machen würde, und nach erfolgter »Rehabilitierung« den ferneren Geschäften, die er im Gebiet einer besudelten öffentlichen Meinung Mitteleuropas vorhat, kein Hindernis mehr im Wege. Zur Förderung dieser Sache hat er im Neuen Wiener Journal, welches sich die Sensation des Originalbeitrags eines steckbrieflich Verfolgten nicht entgehen ließ, seinen Revolver vorgezeigt, der mit etlichem Wissen oder Lüge über Angelegenheiten sozialdemokratischer Politiker und mit starken Hinweisen auf seine Verbindung mit Herrn *Bosel* geladen war. Meine Voraussage, daß im letzten Stadium der strafrechtlichen Verfolgung des großen Erpressers seine Tätigkeit sich auf den Staat selbst ausdehnen werde, scheint sich nunmehr erfüllen zu wollen, und es sind Anzeichen vorhanden, daß die Parteien der Herren *Eldersch* und *Mataja*, wie vielleicht auch jene Partei, der Herr *Bosel* unangenehm zu werden gedroht hat, sich dem Druck auf ein administratives Verfahren, durch das die Entbürgerung und in weiterer, schlimmerer Konsequenz die Abtretung der Akten an Ungarn herbeigeführt würde, nicht widerstrebend zeigen. Diese Legalisierung des Verbrechens, diese Abrüstung der Staatsgewalt vor einem Waffentüchtigeren wäre jedoch kein Plan der Vorsicht, der darauf abzielte, einen lästigen Erpresser ein für allemal los zu sein und über die schmachvolle Episode seiner Mitbürgerschaft Gras wachsen zu lassen. Vielmehr wäre es ein Plan der Dummheit, da die Aushändigung der einzigen Gegenwaffe, die den Erpresser von Österreichs Grenzen fernhält, wenn sie ihn schon nicht erreichen kann: der Verzicht auf die kriminale Drohung, nie und nimmer ihn selbst entwaffnen, da im Gegenteil das offene Bekenntnis staatlicher Ohnmacht die Gefahr, die allen Parteien und Interessengruppen droht, vervielfachen würde. Wir wollen, wenn wir einer Politik der Korruption schon die Staatsbürgerschaft des Imre Bekessy zu verdanken haben, auf diese nicht mehr verzichten! Wir wollen, daß er unser Mitbürger bleibe, weil nur dies die Sicherheit bietet, daß er nicht mehr zu uns heimkehrt! Aber wir wissen, daß seine Ausbürgerung erst seine wahre Einbürgerung zur Folge haben würde. Denn nach allen fehlgeschlagenen Versuchen, die der Abenteurer zur Ausbeutung der öffentlichen Meinung in der Fremde unternommen hätte, bliebe ihm zum Schluß ja doch das

Wiener Terrain, in dem er so erfolgreich gewirkt und bei dessen Hütern er sich eines Entgegenkommens bis zur Unterwerfung der staatlichen Hoheit zu erfreuen hatte. In letzter Stunde erfolgt die Warnung an die Maßgebenden vor dem heillosen Schritt dieser Ausbürgerung; im Angesicht der größten Öffentlichkeit erfolgt das Gelöbnis, daß den Geschäftspolitikern, die sich zu augenblicklicher Erleichterung einen Mitwisser zu Dank verbinden wollen, mit Bekessys schnödem Undank meine unerbittliche Aufmerksamkeit gesichert bleibt und daß ich bemüht sein werde, alles, was sie dann begraben wähnen, ans Licht zu fördern. Sie werden seine Ansprüche ins Maßlose steigern und die meinen nicht befriedigen. Ich will sie dort treten, wo sie der Schuh drückt! In dem beispiellosen Kampf zu ihrer Befreiung, zur Befreiung der Stadt von einer Journalistik, die die schuftigste seit Erfindung der Druckerschwärze war, hat bisher ein einziger Faktor standhaltend sich bewährt: die Justiz. Das Wort des Staatsanwalts »Die Justiz darf nicht zur Hure der Politik werden<sup>1</sup>«, es wird nicht an den Praktiken von Zutreibern zu Schanden gehen, die sie an ein Budapester Bordell verschachern wollen. Geschähe es, dann wäre es die Katastrophe eines Staats, der in der Verfolgung eines Erpressers ihm selbst zur Beute ward!

---

Damit war, im gewohnten Ebenmaß des Aufbaus, das Heft abgeschlossen, als ihm eine zwingende Aktualität dieses Nachwort zufügte: die schon jetzt gebotene Darlegung, wie und unter welchen Umständen das Plakat seine Wirkung getan hat, bevor es erschien, ja bevor seine Verbreitung durch die sogenannte »Wipag« verweigert wurde. Den Anlaß zu dieser Darlegung, für die ursprünglich das zivilgerichtliche Ergebnis abgewartet werden sollte, gibt der folgende, am 15. Mai in der Arbeiter—Zeitung veröffentlichte Artikel:

#### EIN PLAKAT VON KARL KRAUS

Im »Oesterreichischen Volkswirt« wird gestern erzählt, Karl Kraus, »der ein Plakat gegen Herrn Bekessy an die Wiener Mauern kleben wollte«, sei von dem Zensor der Wipag daran gehindert worden, wozu hinzugefügt wird, »die Wiener Sozialdemokratie sollte es sich gut überlegen, ob sie diesen freiheitsfeindlichen Unfug weiter einreißen lassen will«. Damit sich die Legende nicht einniste, als ob die Wiener Sozialdemokratie daran Schuld trage, daß ein Plakat von Karl Kraus an der Anschlagung gehindert worden wäre, wollen wir *den Sachverhalt, wie wir ihn erfahren haben, genauer darlegen.*

Selbstverständlich sind auch wir der Meinung, daß eine Zensurierung der Plakate, die das Gesetz nicht kennt, auch auf Umwegen nicht eintreten darf. Und am wenigsten würden wir es billigen, daß ein Mann, wie Karl Kraus, am Reden gehindert werde, gleichgültig ob das, was er zu sagen vorhat, irgendwem unwillkommen wäre. *Es ist nun richtig*, daß der Anwalt des Herrn Karl Kraus der

---

1 Alles vergeblich. Wenn in Deutschland 5 Türken einen Menschen ermorden, gehen vier davon straffrei aus. Restriktive Gesetze gelten nur noch für die Einwohner.

Wipag einen Aufruf von Karl Kraus zum Plakatieren übergeben hat, und richtig ist auch, daß das Wiener Plakatierungsinstitut den Anschlag abgelehnt hat. *Natürlich wollte es damit keine Kritik oder Zensur üben*, ging vielmehr von der Erwägung aus, daß in dem Inhalt des Plakats »möglicherweise ein strafgesetzlich verpönter Tatbestand gegeben ist und durch das Anschlagen eine Mitschuld der Plakatierungsunternehmung entstünde«; danach könne »dem verantwortlichen Leiter dieser Unternehmung wohl nicht zugemutet werden, sich einer strafgerichtlichen Verfolgung auszusetzen«. Die Möglichkeit des »strafgesetzlich verpönten Tatbestandes« wurde in dem Worte »*Schuft*« erachtet, das in dem Plakat Kraus' in Hinsicht der Person des Bekessy gebraucht ist. Das war nun die Meinung der Plakatierungsunternehmung; *sie hat sie dem Anwalt des Herrn Kraus auch mitgeteilt*. Aber diese Anschauung wurde von den zuständigen Personen im Rathaus keineswegs geteilt, die Verfügung auch nicht gut geheißen; infolgedessen hat die Plakatierungsunternehmung ein paar Stunden später dem Anwalt des Herrn Kraus mitgeteilt, daß die ablehnende Verfügung zurückgezogen wird, die Wipag bereit sei, das Plakat in der in dem Plakatierungsauftrag angeordneten Weise anzuschlagen. *Woraus sich klar ergibt*, daß es ganz und gar unzutreffend ist, für die Ablehnung der Wipag, wie es dem erwähnten Blatt beliebt, »die Wiener Sozialdemokratie« verantwortlich zu machen. Es war lediglich eine Auffassung der Plakatierungsunternehmung, die aber die verantwortlichen Personen im Rathaus nicht geteilt haben, und bei der sie es auch nicht bewenden ließen. Was nun das Plakat betrifft, *das wir seither kennengelernt haben*, so ist es eine »Warnung in letzter Stunde«, nämlich eine Warnung vor der »Entbürgerung« Bekessys, der sich »die Parteien der Herren Eldersch und Mataja« angeblich »nicht widerstrebend zeigen«. Da mit der Entbürgerung »in weiterer, schlimmerer Konsequenz« die Abtretung der Akten an Ungarn verbunden wäre, so

wäre es ein Plan der Dummheit, da die Aushändigung der einzigen Gegenwaffe, die den Erpresser von Österreichs Grenzen fernhält, wenn sie ihn schon nicht erreichen kann: der Verzicht auf die kriminale Drohung, nie und nimmer ihn selbst entwaffnen, da im Gegenteil das offene Bekenntnis staatlicher Ohnmacht die Gefahr, die allen Parteien und Interessengruppen droht, vervielfachen würde ... Wir wollen, daß er unser Mitbürger bleibe, weil nur dies die Sicherheit bietet, daß er nicht mehr zu uns heimkehrt!

Also warnt Kraus »die Maßgebenden vor dem heillosen Schritt dieser Ausbürgerung«

» ... im Angesicht der größten Öffentlichkeit erfolgt das Gelöbnis, daß den Geschäftspolitikern, die sich zu augenblicklicher Erleichterung einen Mitwisser zu Dank verpflichten wollen, mit Bekessys schnödem Undank meine unerbittliche Aufmerksamkeit gesichert bleibt und daß ich bemüht sein werde, alles, was sie dann begraben wähen, ans Licht zu fördern.«

Bekanntlich hat Karl Kraus als *erster* und *am eindringlichsten* den Ruf erhoben: »Hinaus mit dem Schuft!« *Wonach man allerdings meinen hätte können*, daß die Möglichkeit, Herrn Bekessy die ihm bedauerlicherweise verliehene Bundesbürgerschaft zu entziehen, *gerade seine Intentionen erfüllen* würde. *Nun geht wohl seine Ansicht dahin*, daß man jetzt an der gegen Herrn Bekessy schwebenden Untersuchung eine größere Sicherung habe, als es die Möglichkeit wäre, ihn *gegebenenfalls* als einen »lästigen Ausländer« zu behandeln. Aber *diese Differenz in der Beurteilung* des Wertes dieser *zwei Sicherheiten* als einen *dunklen Plan von höchster Zweideutigkeit* zugunsten des Herrn Bekessy hinzustellen, ist, sagen wir, sicherlich nicht zutreffend. Im übrigen ist davon, daß die ungarische Justiz auf Herrn Bekessy Anspruch machen könnte, der natürlich kein Anspruch wäre, Recht zu üben, keine Rede; an der österreichischen Staatsbürgerschaft des Herrn Bekessy ist ja nicht zu zweifeln, und wenn sie auch in jeder Hinsicht unerwünscht ist: *daß damit die Zuständigkeit unserer Justiz begründet wird, ist ihre einzige nützliche Folge.*

Wir haben das, obwohl nicht zu zweifeln ist, daß *es Herr Kraus ausführlich darlegen wird*, deshalb *festgestellt*, um der Legende entgegenzutreten, als ob, wie der »Oesterreichische Volkswirt« zu behaupten sich vermißt, dem Anschlagen dieses Plakats deshalb Hindernisse in den Weg gelegt worden wären, weil Kraus »Beschuldigungen gegen sozialdemokratische Funktionäre erhoben hat«. Insofern der Partei da ein Einfluß zusteht, ist er für die uneingeschränkte Zulassung des Plakats verwendet worden, ohne Rücksicht darauf, daß das Plakat in seinen Bemerkungen über unsere Partei eine *grundlose Verdächtigung* ausspricht.

Das will also, um einer Legende entgegenzutreten, die Arbeiter—Zeitung festgestellt haben, obwohl nicht zu zweifeln sei, daß »es« Herr Kraus ausführlich darlegen wird. Die Absicht, den Sachverhalt so ausführlich, als es leider notwendig ist, darzulegen, hat Herr Kraus allerdings — wenn die 'Arbeiter—Zeitung' »Herr« sagt, so ist es der erste Schritt zur Grobheit —; nur daß er nicht ganz dasselbe darlegen wird, was die Arbeiter—Zeitung feststellt, da er eher den Wunsch hat, die Legende, die sie zu zerstören unternimmt, wieder ein wenig zu befestigen. Man könnte nicht geradezu behaupten, daß in der Darstellung der Arbeiter—Zeitung wesentliche Unwahrheiten enthalten sind, nur fehlen dieser Darstellung leider so wesentliche Wahrheiten, daß sie als ganze nur einen geringen Anspruch auf Zuverlässigkeit machen kann. Die Öffentlichkeit hatte bisher bloß durch eine Schleife über dem Plakat erfahren, daß die sogenannte »Wipag« das Plakat unterdrücken wollte. Die Arbeiter—Zeitung ergänzt dieses Wissen in dankenswerter Weise durch die Mitteilung, daß die Anstalt es nachträglich doch genehmigt hat, ein Faktum, das ich der Öffentlichkeit keineswegs vorenthalten hätte. Aber nicht weniger wesentlich sind auch die Begebenheiten, die der Ablehnung vorgegangen sind und deren Kenntnis die Arbeiter—Zeitung der Öffentlichkeit entzieht. Es ist fast nicht zu glauben, daß sie den Sachverhalt, wie sie ihn »erfahren hat«, von der doch informierten Seite der städtischen Plakatierungsanstalt erfahren habe, denn selbst diese müßte zugeben und wird ja vor Gericht zugeben müssen, daß sich die Angelegenheit keineswegs so einfach verhält. Wenn die Arbeiter—Zeitung schreibt:

»Es ist nun richtig, daß der Anwalt des Herrn Karl Kraus der Wipag einen Aufruf von Karl Kraus zum Plakatieren übergeben hat, und richtig ist auch, daß das Wiener Plakatierungsinstitut den Anschlag abgelehnt hat«,

so ist gerade dies nicht richtig, wenigstens nicht in einer so verkürzten Darstellung, die den Fall von Anbeginn als den unbeträchtlichen Mißgriff einer geschäftlichen Unternehmung erscheinen läßt, der von einer geistiger orientierten Instanz sofort aufgehoben wurde. Hier ist zunächst der wichtige Umstand verschwiegen, daß das Plakat, bevor es abgelehnt wurde, und ziemlich lange vorher, angenommen wurde, daß nach ausdrücklicher Genehmigung des Plakattextes — denn der Unfug, der sich »Wipag« nennt, maßt sich tatsächlich eine Zensur an — ein Vertrag zustandekam und erst nach 42 Stunden, innerhalb deren das Plakat längst zu hängen hatte, eine Mitteilung an den Verlag der Fackel (nicht an den Anwalt des Herrn Kraus) erging, daß die Affichierung unmöglich sei. Welchen anderen Gebrauch von diesem Plakat die »Wipag« in der Zeit gemacht hat, in der sie den Vertrag unerfüllt ließ und den Besteller in Unkenntnis ihrer gegenteiligen Entschließung, wird ersichtlich aus dem folgenden Bericht meines Anwalts, der natürlich auch der Arbeiter—Zeitung zur Verfügung gestanden wäre, wenn sie den Wunsch gehabt hätte, den Sachverhalt noch genauer, als sie ihn erfahren hat, darzulegen:

Wien, am 16. Mai 1927

Ich übersende Ihnen den gewünschten Bericht über die Verhandlungen und den Vertragsabschluß mit der »Wipag«.

Am Montag den 2. Mai 1927 rief Herr Martin Jahoda im Namen der Firma Jahoda & Siegel die »Wipag« telephonisch an, erkundigte sich nach den Plakatierungspreisen und nach dem Zeitpunkt, wann ein Mittwoch oder Donnerstag zu affichierendes Plakat spätestens der »Wipag« übergeben werden müsse. Man gab ihm daraufhin die Preise bekannt und sagte, daß die Übergabe an die »Wipag« tagsvorher zu erfolgen habe. Gleichzeitig fragte der am Telephon verhandelnde Herr, als Herr Martin Jahoda ihn wegen der Anzahl der in Betracht kommenden Stellen befragte, nach dem Inhalt des Plakates, den Herr Martin Jahoda als politischen angab. Daraufhin verlangte man bei der »Wipag«, daß das Plakat vorher zur Ansicht vorgelegt werde.

Am 3. Mai 1927 war Herr Martin Jahoda mit mir gegen halb 11 Uhr bei der »Wipag«, um Preis und Anzahl der zu affichierenden Plakate zu vereinbaren und gleichzeitig die Zeit der Affichierung festzusetzen. Es wurde uns bei dieser Gelegenheit von einem Herrn an der Kassa die Möglichkeit der Affichierung für Donnerstag früh zugesagt, jedoch wieder die Einsichtnahme in das Plakat verlangt. Ich erklärte daraufhin, daß ich das Plakat erst unmittelbar vor der Vereinbarung vorlegen könne und wolle, und verlangte, weil der mit mir verhandelnde Beamte erklärte, selbst nicht entscheiden zu können, die Bekanntgabe einer Zeit, wann ich den maßgebenden Herrn der »Wipag«, der das Entscheidungsrecht habe, sprechen könne. Es wurde uns mitgeteilt, daß dieser Herr am 4. gegen 11 Uhr vormittags anwesend sein werde. Zur angegebenen Zeit waren Herr Martin Jahoda und ich zur Stelle und wollten das Plakat zur Einsicht vorlegen und den Vertrag abschließen.

Der uns empfangende Beamte, ein Herr Kopp, verlangte das Plakat zu sehen. Als ich ihn darauf fragte, ob er derjenige sei, der mir auch gleich die Erklärung abgeben könne, ob das Plakat gebracht werde oder nicht, sagte er, der maßgebende Herr der Direktion sei gerade weggegangen, ich möge das Plakat da lassen. Ich verweigerte dies unter Hinweis auf den diskreten Inhalt des Plakates und mit dem Ausdruck der Befürchtung, daß dritte Personen von dem Inhalt Kenntnis erhalten könnten, und verlangte die Bekanntgabe der Zeit, wann der maßgebende Direktor zu sprechen sei. Man sagte mir, dies sei ungewiß, worauf ich vereinbarte, daß Herr Martin Jahoda telephonisch verständigt werde, wann eine Besprechung mit dem maßgebenden Direktor am Nachmittag möglich sei, und daß wir beide zur angegebenen Zeit wieder hinkommen würden. Bei dieser Gelegenheit fragte ich aufs Neue, ob es genüge, das Plakat nachmittags zu bringen, wenn es Donnerstag den 5. Mal früh affichiert werden solle, was mir bejaht wurde.

Herr Jahoda wurde dann telephonisch verständigt, daß der maßgebende Direktor nachmittags um 3 Uhr zu sprechen sein werde; er verständigte hierauf mich und wir beide waren pünktlich zur Stelle. Der maßgebende Direktor kam zirka eine halbe Stunde später. Der uns schon bekannte Herr Kopp ersuchte mich, ihm das Plakat zu übergeben, damit er es dem Direktor zeigen könne, was auch geschah. Dieser selbst empfing uns nicht. Nach zirka fünf Minuten kam Herr Kopp zurück und teilte mit, daß die »Wipag« das Plakat affichieren werde, ich möge bei der Kassa die Anzahl der Plakate bekanntgeben und den Betrag bezahlen. Ich ging nun zu dem Herrn an der Kassa, mit dem ich zuerst gesprochen hatte, und bezahlte den Betrag für die Affichierung des Plakates an hundert Tafeln und sechzig Säulen. Hundertsechzig Plakate waren gleichzeitig durch den Diener der Druckerei Jahoda & Siegel zur »Wipag«, gebracht worden, überdies befand sich in deren Händen das eine Exemplar, welches ich zur Ansicht vorgelegt hatte, als Archivexemplar. Ich fragte vorsichtshalber noch einmal, ob der Anschlag Donnerstag früh erfolgen werde, worauf mir der Herr bei der Kassa mitteilte, daß der Anschlag erst am Freitag erfolgen könne, weil bereits eine andere Einteilung getroffen worden sei. Als ich energisch darauf hinwies, daß mir die Affichierung für Donnerstag früh zugesagt worden war, und nunmehr mit dem maßgebenden Direktor zu sprechen verlangte, sagte man mir, daß der Direktor bereits wieder weggegangen sei, auch Herr Kopp sei nicht mehr anwesend. Der Beamte verpflichtete sich jedoch, die Affichierung an den Wänden Donnerstag um die Mittagsstunde, an den Säulen Freitag früh vorzunehmen. Dazu wurde noch die Möglichkeit in Aussicht gestellt, daß bei Umdisponierung der Anschlag schon vormittags vorgenommen werde. Gleichzeitig verlangte die »Wipag« zwanzig Exemplare des Plakates, wie sie angab, um etwa beschädigte ersetzen zu können. Diese zwanzig Exemplare sollten ihr Donnerstag früh übersendet werden, was auch geschah.

Am Donnerstag den 5. Mai erschien das Plakat nirgends. Dagegen erschien ein Artikel in der Arbeiter—Zeitung über das Problem der Staatsbürgerschaft des Herrn Bekessy, aus dem klar ersichtlich war, daß das Plakat der Redaktion zur Kenntnis gebracht worden war. Daraufhin habe ich, am Freitag den 6. früh, gemäß der

mir von Ihnen am Tag vorher erteilten Weisung einen Brief an die »Wipag« konzipiert, in welchem ich unter Hinweis auf die vorliegende Indiskretion und die dadurch erfolgte Entwertung der Plakatierung den Rücktritt vom Vertrag anzeigte. Ehe dieser Brief aber noch geschrieben und abgeschickt worden war, erhielt der Verlag der Fackel, am 6. Mai 1927 vormittags, durch Boten ein Schreiben, worin die »Wipag« den Anschlag ablehnte und zwar mit der Begründung, daß ihr durch die Bezeichnung des Herrn Bekessy als Schuft die Mitschuld an einer Ehrenbeleidigung entstehen könnte und daß »dem verantwortlichen Leiter dieser Unternehmung wohl nicht zugemutet werden könne, sich einer strafrechtlichen Verfolgung auszusetzen«.

Am Nachmittag des 6. Mai kam Herr Kopp, der vorher schon im Verlag der Fackel gewesen und von diesem an mich gewiesen worden war, zu mir in die Kanzlei, um mir mitzuteilen, daß die »Wipag« vom Rathaus beauftragt worden sei, das Plakat anzubringen. Ich lehnte dieses Angebot ab und zwar im Sinne der mir von Ihnen erteilten Information, wobei ich Herrn Kopp auf den Kopf zusagte, daß die »Wipag« eine Indiskretion begangen und das Plakat der Arbeiter—Zeitung ausgefolgt habe. Herr Kopp antwortete darauf nur, daß er »von gar nichts wisse«, nicht aber, wie ich erwartet hätte, daß etwas derartiges bei der »Wipag« unmöglich sei. Ich verlangte von Herrn Kopp, daß die Plakate unverzüglich zurückgestellt werden. Als mich die Firma Jahoda & Siegel einigemal verständigte, daß die Plakate nicht zurückgestellt worden seien, habe ich dann telephonisch nochmals die »Wipag« zur Rückstellung der Plakate aufgefordert und ihr sogar die Anzahl der übergebenen Plakate, 181 Stück, genannt. Die »Wipag« stellte am 9. Mai der Firma Jahoda & Siegel 175 Plakate, also um 6 Stück weniger, zurück, worauf ich sie mittels rekommandierten Schreibens aufforderte, auch diese 6 Plakate unverzüglich zurückzustellen, und nochmals darauf hinwies, daß dieses Manko meine bereits Herrn Kopp mitgeteilte Vermutung bestätige, daß die »Wipag«, wiewohl sie eine diskrete Behandlung der Angelegenheit versprochen habe, die übrigens auch ohne Abmachung selbstverständlich wäre, das Plakat dritten Personen gezeigt, ja sogar überlassen habe. Ich machte die »Wipag« darauf aufmerksam, daß sie sich die Folgen dieses Vorgehens selbst zuzuschreiben haben werde. Mit Brief vom 13. Mai 1927 übersendete mir die »Wipag« endlich — zu einer Zeit, wo in Wien eine größere Anzahl des Plakates in Trafiken, Buchhandlungen und durch Postversendung an Politiker verbreitet war — die 6 Exemplare, in auffallend unversehrtem Zustand, ohne auf den ihr gemachten Vorwurf zu reagieren.

Dr. Oskar Samek

Ich erinnere mich aus den Tagen der Kriegszensur, die freilich an der Verbreitung von Artikeln nichts verdient hat, an keinen Fall, wo sie eine erteilte Genehmigung nach zweiundvierzig Stunden zurückgezogen hätte. Doch schon die geheimnisvollen Umstände, unter denen die Annahme des Plakats erfolgt war, ließen es nicht ausgeschlossen erscheinen, daß die Angelegenheit nicht in den glatten Formen eines Geschäftsabschlusses verlaufen und daß irgendein nicht ganz sauberer Ausweg aus der Verlegenheit gesucht würde. Die Entschließung der »Wipag«, vom 6. Mai datiert, hat den folgenden Wortlaut:

An den Verlag »Die Fackel«.

Sie haben uns ein Plakat zum Anschlag übergeben. Wir maßen uns *selbstverständlich keinerlei Kritik oder Zensur* der Plakate an. Diese *Kritiklosigkeit* hat aber eine Schranke im Strafgesetz. Wenn nämlich im Inhalte eines Plakates möglicherweise ein strafgesetzlich verpönter Tatbestand gegeben ist und durch das Anschlag eine Mitschuld der Plakatierungsunternehmung entstünde, so kann dem verantwortlichen Leiter dieser Unternehmung wohl nicht zugemutet werden, sich einer strafrechtlichen Verfolgung auszusetzen. Dieser Fall liegt vor. Die Bezeichnung »Schuft« kann *zumindest* den Tatbestand einer Ehrenbeleidigung bilden. Auf die Überprüfung der Frage, ob durch Erbringen des Wahrheitsbeweises die Straflosigkeit erreicht werden kann, vermag sich die Unternehmung begreiflicherweise nicht einzulassen. Wir sind daher *nach reiflicher Überlegung* zu unserem Bedauern nicht in der Lage, die Plakatierung durchzuführen.

Hochachtungsvoll

Wipag

Dies mir. Der Versuch der Blödmacherei würde in diesem wie in manchem andern Fall, selbst wenn er mit tauglicheren Mitteln unternommen wäre, an meiner Veranlagung scheitern. Daß diese Wipag die Zeit vom 4. Mai nachmittags bis zum 6. Mai vormittags gebraucht hat, um in ihrem eigenen Schoße den Ratschluß einer so aufsehenerregenden Verweigerung oder vielmehr Widderrufung keimen zu lassen, das möge sie jener Frau Blaschke erzählen, die vor ihr in Wien für Kundmachungen zu sorgen hatte. Sie möge ihr aber vor allem erzählen, daß sie wirklich an der Titulatur »Schuft« Anstoß genommen hat, die doch im Fall des Herrn Bekessy keine schimpfliche Eigenschaft, sondern eine Berufstätigkeit bezeichnet und die längst ein geflügeltes Wort geworden ist, das die Wipag so wenig beunruhigen muß wie etwa das Zitat »Franz heißt die Kanaille«, worin auch keine Ehrenbeleidigung enthalten ist. Die Idee, daß Herr Bekessy, der der österreichischen Justiz in Meridiangraden ausweicht und schon zu Zeiten seines Wiener Erdenwallens jene Bezeichnung mit dem Respekt hinnahm, der einem klassischen Zitat gebührt — daß er statt meiner einen Plakatankleber vor die Geschwornen bringen werde, ist von einer derartigen Absonderlichkeit, daß selbst die Frau Blaschke bitten würde, das wem andern zu erzählen, der aber auch das Bedürfnis hätte, an der Plakatwand hinaufzuklettern. Item, die »Wipag« hatte nun einmal den strafrechtlichen Vorwand bezogen und kein Mensch hätte ihr nachweisen können, daß sie oder vielmehr ihr eiserner Hintermann im Rathaus einen triftigeren Grund hatte, das Plakat als unbequem zu empfinden. Nun aber geschah das Heillose, wie immer, wenn es in der Geschichte heißt: Da siegte am Wiener Hofe die Friedenspartei. Auch im Rathaus gewann sie die Oberhand und angesichts der Tatsache, daß das Plakat inzwischen durch Buchhandlungen verbreitet, also nicht mehr zu unterdrücken war, erkannte man, daß dieses Verbot nicht nur ein kultureller Skandal sei — das wäre vielleicht noch hingegangen —, sondern auch ein politisches Ärgernis, das die sozialdemokratische Partei mit dem Verdacht terroristischer Regungen beflecken könnte. Ein Eilbote der »Wipag« überbrachte dem Verlag der Fackel die Neuigkeit, daß einem Auftrag »von oben« zufolge das Plakat nunmehr angenommen sei. Ich verzichtete: im Hinblick auf die Dinge, die sich mir in den zweiundvierzig Stunden, die die »Wipag« verstreichen ließ, begeben zu haben schienen. Aber den Beweis,

daß das strafrechtliche Hindernis eine faule Ausrede für politische Zensur war, hielt ich für erbracht. Denn welche höhere Instanz konnte die »Wipag« von der strafrechtlichen Gefahr und dem Gefühl der Mitschuld befreien? Wie konnte plötzlich zugegeben werden, daß es mit der Strafbarkeit des Plakates Essig sei, ohne »zumindest« dem Verdacht Raum zu geben, daß sie von vornherein nur ein Vorwand der Ablehnung war? Und war denn nicht just tags zuvor die pyramidale Dummheit geschehen, den Anschlag des christlichsozialen Dankes an die Wählerschaft mit dem wortwörtlich gleichen Hinweis auf einen strafbaren Text (die Behauptung des Wahlschwindels) zu unterdrücken und mit der gleichen Scheinheiligkeit, die da versicherte, sie »maße sich selbstverständlich keinerlei Kritik oder Zensur an«? Wenn nun mein Plakat freigegeben wurde und das christlichsoziale unterdrückt blieb, wiewohl doch die »Wipag« sogar noch eher die Klage des Herrn Bekessy als eine des Magistrats zu befürchten hätte, war damit nicht geradezu bewiesen, daß die strafrechtliche Fundierung der Verbote eitel Geflunker ist, und eher »selbstverständlich« geworden, daß man »sich Kritik und Zensur anmaßt«? Wäre die Verlogenheit der Ausrede nicht schon durch den Umstand augenfällig gewesen, daß die offizielle Plakatierungsanstalt doch in der Wahlzeit und schon vorher Plakate strafrechtlich verpönten, ja verbrecherischen Inhalts, zum Beispiel mit Aufreizungen gegen eine Religionsgenossenschaft, angeschlagen hat, so war nun, bei gleicher Begründung des Verbots, durch den Unterschied, der im Rathaus zwischen meinem und dem christlichsozialen Plakat hinterdrein gemacht wurde, die Beziehung der strafrechtlichen Position als Humbug entlarvt und, soweit es im Gebiet der politischen Heuchelei nur möglich ist, offen zugegeben, daß die Genehmigung der Plakate dem Gutdünken der Machthaber unterworfen sei. Gerade die Zurücknahme des Verbots, auf die sich die publizistische Verteidigung als auf einen Beweis unantastbarer freiheitlicher Gesinnung beruft — wohlweislich ohne den Fall des christlichsozialen Plakats (den doch der 'Österreichische Volkswirt' vor allem behandelt) auch nur zu berühren —, gerade diese Umkehr beweist doch die Berechtigung der Anklage gegen ein System, das statt des Zensors, der einst ein Pinsel war, den Pinsel zum Zensor gemacht hat. Man mag schwanken, ob die Dummheit des Verbots größer ist oder die Dummheit einer Freigabe, die sein Motiv bloßstellt. Aber freilich hat man sich dafür auch der Dummheit des politischen Gegners so sicher gefühlt, daß man ohne Gefahr, ihm eine Waffe in die Hand zu geben, die Anwendung ungleichen Maßes gegenüber »strafrechtlich verpönten Tatbeständen« offen bekennen konnte. Ich verzichtete darauf, von der Gunst zu profitieren. Mit aller Anerkennung des kulturellen Schamgefühls, das sich zu meinen Gunsten geregt haben mochte, der freiheitlichen Einsicht, die hier einen üblen Streich gutmachen wollte — und es mag da schon manchen Kampf reinerer Elemente gegen die Mißbraucher und Parasiten der Macht absetzen —, mit allerlei Achtung war ich doch nicht mehr in der Lage, das freundliche Anerbieten, das am 6. Mai nachmittags erfolgte, zu akzeptieren. Nicht allein weil das Plakat inzwischen auf anderem Wege verbreitet war — denn ich habe ja eine gewisse Möglichkeit, das Monopol der »Wipag« zu durchbrechen —; sondern weil ich behaupten konnte und bis zum Gegenbeweis durch gerichtliche Aussagen behaupten werde, daß schon vor dieser Verbreitung und vor der Unterdrückung durch die »Wipag« sie selbst das Plakat auf eine ihr nicht vorgeschriebene Art verbreitet hat, ja gegen die ausdrückliche Abmachung einer Diskretion, die, wie man meinen sollte, sich auch ohne Abmachung von selbst versteht. Wenn die Arbeiter—Zeitung an der Stelle, wo sie auf den Inhalt des Plakates eingeht, die Bemerkung macht, daß sie es »seither kennengelernt« habe, so sage ich, daß sie den Zeitpunkt dieser Kenntnisnahme um einige Tage verschiebt.

Denn sie hat das Plakat nicht erst seit dem 6. Mai, dem Tag der Aufhebung des Verbots, auch nicht am Tag vorher, etwa durch eine Buchhandlung, in der es damals ausgestellt wurde, kennengelernt, sondern schon am 4. Mai, vor dem Erscheinen und am Abend des Tages, an dem die »Wipag« den Vertrag geschlossen hat, also zwei Tage bevor diese den Besteller von der Vertragslösung in Kenntnis setzte. Am 5. Mai erschien in der Arbeiter—Zeitung ein Artikel unter dem Titel »Herr Bekessy, der jetzt ein Ungar sein will!«, welcher allerdings nicht an das ja noch nicht erschienene Plakat anknüpfte, sondern an die Budapester Meldung, daß der dortige Staatsanwalt von den Wiener Behörden die Auslieferung der Akten begehren werde. In diesem Artikel unterstützt die Arbeiter—Zeitung die Forderung des Plakats, daß eine solche Auslieferung nicht zugelassen werde — wenngleich mit einer nicht ganz ebenen juristischen Begründung, warum sie auch unmöglich sei — in durchaus dankenswerter und angenehm überraschender Weise. Denn in einer Notiz am 20. April hatte die gefährliche Klammerbemerkung Platz gefunden, deren sich eine korrupte politische Tendenz ohneweiters als Rechtfertigung hätte bedienen können:

(Übrigens, wenn es möglich wäre, die österreichische Staatsbürgerschaft des Herrn Bekessy aus der Welt zu schaffen, *so wäre das schon das Opfer eines Verzichtes auf seine strafgerichtliche Verfolgung wert.*)

Ich bin kein so großer österreichischer Patriot, um die österreichische Staatsbürgerschaft des Herrn Bekessy in der Fülle zweifelhafter Individuen, die sich ihrer problemlos erfreuen, unerträglich zu finden, und unerträglicher finde ich den Zustand, der ihm ermöglicht hat, sie zu kriegen. Aber ich bin Patriot genug, um die Tätigkeit des Herrn Bekessy in Österreich nicht zu dulden, deren Fortsetzung garantiert wäre, wenn diejenigen, denen seine Einbürgerung heute ein scham— und reuevolles Gedenken ist, die Dummheit begingen, die Ausbürgerung mit dem »Opfer eines Verzichtes auf seine strafgerichtliche Verfolgung« zu erkaufen. Eben vor dieser Dummheit hatte ich mit dem Plakat warnen wollen und an dem Tag, an dem es erscheinen sollte, fand ich nun in der Arbeiter—Zeitung einen Artikel mit der Tendenz der Forderung, daß die strafgerichtliche Verfolgung in Österreich weitergeführt werde. Es heißt da:

Es ist also angesichts dieser Rechtslage nun selbstverständlich *ausgeschlossen*, daß die österreichischen Gerichte Herrn Bekessy als Ausländer betrachten und zustimmen könnten, daß eine Strafuntersuchung gegen einen österreichischen Staatsbürger in Ungarn geführt wird; der feine Plan des Herrn Bekessy, sich mit Berufung auf sein Ungartum der österreichischen Justiz zu entziehen, sich in Budapest, wo das wahrscheinlich nicht schwierig wäre, reinzuwaschen, um dann, wenn auf diese Weise die Wiener Untersuchung beendet worden wäre, *wieder vielleicht sein Österreichtum hervorzuholen*, dieser feine Plan hat selbstverständlich nicht die geringsten Aussichten.

War jene Bemerkung vom 20. April — ohne daß ich dem Verfasser den mindesten bewußten Zusammenhang mit administrativen Schiebungen imputiert hätte — gerade danach angetan, mich in Verbindung mit den umlaufenden Gerüchten auf die Gefahr aufmerksam zu machen, so fand ich nunmehr eine erfreuliche Übereinstimmung mit der Forderung meines Aufrufs, der, war er

ihm vor Augen, dem gerechten Sinn des Artikelschreibers auch als billigenswert erscheinen mußte. Aber daß er ihm vor Augen war, erkannte ich noch mehr an der Stelle, wo seine Auffassung von der des Aufrufs abwich. Es heißt da:

Leider ist es auch nicht möglich, die Herrn Bekessy verliehene Staatsbürgerschaft zu *annullieren*; so bedauerlich es ist, daß sie ihm verliehen wurde, so ist sie doch rechtlich verliehen, und daran vermag das nachträgliche Bedauern nichts zu ändern. Es ist *selbstverständlich ein horribler Unsinn*, daß Herr Bekessy, als er in Österreich eingebürgert wurde, »durch besonderes *Entgegenkommen der Gemeinde*«, die *Bescheinigung seines Austrittes aus dem ungarischen Heimatverband* erlassen wurde: wie *lächerlich diese Behauptung* ist, der schon deshalb, weil sie Herr Bekessy vorbringt, der Glaube vorweg zu versagen wäre, geht daraus hervor, daß die Gesetzbestimmung, die den Nachweis anordnet, daß der Betreffende »im Falle der Erwerbung der Landesbürgerschaft aus seiner bisherigen Staatsbürgerschaft ausscheidet«, erst mit dem Bundesgesetz vom 30. Juli 1925 (»Über den Erwerb und Verlust der Landes— und Bundesbürgerschaft«) geschaffen wurde, vorher gar nicht bestand, die Bescheinigung des Austrittes vor diesem Gesetz — und Herr Bekessy ist vor diesem Gesetz eingebürgert worden — gar nicht gefordert werden konnte, also selbstverständlich auch durch kein »besonderes *Entgegenkommen*« erlassen worden ist.

Hier brauchte, ich mich nicht erst zu fragen, wer außer mir den horriblen Unsinn und die lächerliche Behauptung gewagt hatte, »der schon deshalb, weil, sie Herr Bekessy vorbringt, der Glaube vorweg zu versagen wäre«. Schon in diesem Verweis, der doch niemand ändern als mich ins Herz treffen konnte, da niemand außer mir sich die Behauptung des Herrn Bekessy zu eigen gemacht hatte, mußte ich eine Antwort auf das noch im Schoße der »Wipag« ruhende Plakat erkennen. Leider bin ich genötigt zu gestehen, daß ich sie für die einzige unter sämtlichen Behauptungen des Herrn Bekessy halte, der vorweg der Glaube nicht zu versagen wäre, ja sein Vorbringen, daß er »durch besonderes *Entgegenkommen der Gemeinde*« mit Erlassung einer Formalität eingebürgert worden sei, ist geradezu meine Überzeugung, und ich bin von diesem horriblen Unsinn selbst durch die vollwertige Logik der Argumentation nicht abzubringen, daß Herr Bekessy durch kein besonderes *Entgegenkommen* die Bescheinigung des Austrittes erlassen werden konnte, weil die Bestimmung, wonach sie vorliegen muß, erst im Jahre 1925 — also erst in einer Zeit, in der man an der Liberalität solcher Einbürgerung sichtlich schwer litt — geschaffen wurde. Denn abgesehen davon, daß selbst nach dem neuen Gesetz die Ausnahme jenes *Entgegenkommens* möglich ist, wäre doch, wenn das Gesetz sie tatsächlich unmöglich machte, die Erlassung jener Formalität ein Gesetzesbruch und kein *Entgegenkommen*, während sie nach dem alten Usus, der zwar nicht gesetzlich gestützt war, eben ein *Entgegenkommen* bedeutet hat. Aus dem Umstand, daß das Gesetz den Austritt nicht vorschrieb, zu folgern, daß die Bescheinigung »gar nicht gefordert werden konnte«, erscheint doch als keine zulängliche Stütze für den Vorwurf des horriblen Unsinn gegen den, der anders folgern möchte. Daß etwas, was nicht gefordert werden mußte, darum nicht gefordert werden konnte und nicht in der Regel gefordert wurde, wird wohl kaum anzunehmen sein, und wem außer wieder der Vorgän-

gerin der Frau Wipag wird man einreden, daß in sämtlichen Fällen von Einbürgerung bis zum 30. Juli 1925 von der Förmlichkeit abgesehen wurde und nicht bloß in jenen Ausnahmefällen, wo eben die Gemeinde, wie im Fall des Erpressers an der Partei, ein besonderes Entgegenkommen geübt hat? Es ist nicht rätlich, nicht stadträtlich, von dem horriblen Unsinn dieser Einbürgerung auf den ihrer Erklärung abzulenken. Wie sollte sie anders zu erklären sein denn als Anomalie, da doch, selbst bei Einhaltung aller Formalitäten, kein erdenkbarer Zwang, außer dem des Erpressers, bestanden hätte, sich ihn als Staatsbürger anzuschaffen? Wie sollte denn das Unbegreifliche anders als durch besonderes Entgegenkommen zu erklären sein? Die schon einmal versuchte Ausrede, daß Herr Bekessy damals bereits ein »Verlagsgewerbe« in Wien ausübte und man keinen Grund hatte, ihn bedenklich zu finden oder dergleichen, gebe man endgültig auf. Gerade sein Verlagsgewerbe wäre doch klarer Weise der Grund gewesen, ihm die Staatsbürgerschaft zu verweigern, wenn nicht gerade sein Verlagsgewerbe ihm wieder die Fähigkeit in die Hand gegeben hätte, die Erreichung seines Ziels zu erzwingen. Es war kein Meisterstück, es war ein Bürgermeisterstück, und jeder Versuch zur Verschönerung der Umstände aus jenen Tagen, wo ein polizeilicher Leumund ans Rathaus klopfte und ihm eine lange Nase gedreht wurde mit dem Ruf: »Zu spät, aus politischen Gründen schon eingebürgert!« — jeder Versuch dieser Art macht es mir unmöglicher, daß ich die Akten über jene schmachvolle Episode schließen lasse, über die die Ehrlichkeit, der sie immer ein Greuel war, mit dem Ausdruck des Bedauerns hinwegkommen mag. Menschlich rehabilitiert war an ihrem Ausgang ein Mann und nicht eine Partei, und die soll es sich nicht wünschen, daß ich ihr die Stimmen von Angehörigen, Arbeitern und nicht Machtparasiten, vorführe, die in der späten Erledigung nur die große Versäumnis erkannt haben. Ich möchte — entbehrte ich selbst der Beweise — ein für allemal bitten, meine Logik nicht für abstruser zu halten als die Moral, die die Einbürgerung solcher Schmach ermöglicht hat, welche tausendfach allen Kulturstolz einer Ausstellung aufwiegt, indem sie doch reichlich für ein Säkulum dartut, was Wien und die Wiener auszuhalten imstande sind!

Daß also hier gegen mich und niemand andern polemisiert wurde, liegt zutage. Die Polemik als solche, für die doch am 5. Mai weit und breit kein Objekt außer dem meinen, nämlich dem Text meines Plakats, feststellbar wäre, würde vollauf ausreichen, mir diese Überzeugung zu verschaffen, selbst wenn nicht auch der Wortlaut der Polemik unverkennbar auf die Textvorlage hinwiese. Die sowohl in dieser wie in dem Artikel zwischen Anführungszeichen gesetzte Wendung »durch besonderes Entgegenkommen der Gemeinde« hatte ich, als ein Element der Diskussion, aus einer Budapester Meldung eines Montagsblattes vom 19. April zitiert und sie kehrte nur noch im Nachdruck eines Abendblattes vom gleichen Tage wieder. Daß sie von dorthier im Bewußtsein des Verfassers der Polemik vom 5. Mai aufgetaucht wäre und zufälligerweise an dem Tage, an dem die »Wipag« die Verwahrung meines Plakats übernommen hatte, ist außerhalb des Bereichs menschlicher Möglichkeit. Noch unmöglicher, daß die von mir gesetzten Termini »Annullierung«, »Bescheinigung des Austritts«, »Heimatverband«, »erlassen wurde«, die im Plakattext stehen und deren Sinn doch auch anders formuliert werden könnte, ohne jene Vorlage in die Polemik geraten wären. Es besteht also gar kein Zweifel, daß die »Wipag«, direkt oder durch die Vorgesetzten, ein Exemplar des Plakats der Redaktion übermittelt hat, wobei ich dieser ohneweiters zubilligen möchte, daß sie nicht das Bewußtsein gehabt hat, gegen einen noch in Verwahrung befindlichen, durch ein anderes Redaktionsgeheimnis geschützten Text, gleichsam gegen ein Manuskript zu polemisieren, das durch einen Vertrauens-

mißbrauch administrativer Organe ihr zugekommen war. Aber daß die »Wipag« nebst dem Unfug ihres Zensurgehabens jenen begangen hat, wurde ihr von meinem Anwalt auf einen Kopf zugesagt, der solcher Behauptung keinen andern Widerspruch entgegenzusetzen wußte, als daß er von nichts wisse. Auch schriftlich wurde dieser Vorwurf erhoben, als die Anstalt aufgefordert werden mußte, die noch fehlenden Exemplare zurückzustellen, was ihr nach einigen Tagen tatsächlich gelang. Ob ich die Verwendung des Plakattextes für publizistische Zwecke mehr als Entwertung oder als Erfolg aufzufassen habe; ob der Wunsch größer war, meine Forderung zu unterstützen oder meine Anklage rechtzeitig zu paralysieren: wie immer die Wirkung einzuschätzen wäre, die das Plakat schon vor seinem Erscheinen getan hat — ich wiederhole den Vorwurf gegen die Anstalt und werde ihn erst in aller Form und mit dem Bedauern über die Unzulänglichkeit menschlicher Wahrnehmung zurückziehen, wenn sämtliche Beteiligten vor Gericht ausgesagt haben werden, daß am 4. Mai kein einziges Exemplar der Auflage aus dem Büro der »Wipag« entfernt wurde und in ein anderes Büro gelangt ist. Dann werde ich bekennen, daß ich in der Beurteilung realer Dinge geirrt habe, aber im Glauben an ein Wunder befestigt worden bin, und insbesondere der Versicherung der Arbeiter—Zeitung, daß sie das Plakat »seither kennengelernt« habe, keinen Zweifel mehr entgegenzusetzen.

Weniger leicht werde ich mich zu der Auffassung bequemen, die mir in die Materie des Plakats folgt und zu den vielen Widersprüchen, die meinen Lebensweg begleiten, mir auch eine gewisse Inkonsequenz in der Verfolgung des Herrn Bekessy zur Last legt. Als einer, der bekannt dafür ist, daß man es ihm nie recht machen kann, habe ich nämlich »als erster und am eindringlichsten« den Ruf erhoben: Hinaus mit dem Schuft!, »wonach man allerdings meinen hätte können«, daß die Möglichkeit, Herrn Bekessy die Staatsbürgerschaft zu entziehen, gerade meine Intentionen erfüllen würde. Da hat man mich aber leider ganz mißverstanden! Ich lege nicht Wert auf die Korrektur, daß ich nicht »der erste« war, der jenen Ruf erhoben hat, sondern der einzige, da ja, als sich ihm die Arbeiter—Zeitung mit so herzhaftem Ungestüm endlich anschloß, der Schuft schon draußen und seine Rückkehr dank der inzwischen von mir gesicherten kriminalistischen Aktion unmöglich war. Aber so habe ich mir die Erfüllung des Rufs natürlich nicht gedacht, daß man auf die kriminalistische Aktion jetzt verzichten und nach dem ungarischen Freispruch dem Schuft die Rückkehr ermöglichen sollte, um dann seine Ausweisung als eines »lästigen Ausländers« zu erwägen. Die Arbeiter—Zeitung interpretiert meine Ansicht ganz richtig, wenn sie meint, sie »gehe nun wohl dahin«, daß man an der gegen Herrn Bekessy schwebenden Untersuchung »eine größere Sicherheit habe, als es die Möglichkeit wäre, ihn gegebenenfalls als einen lästigen Ausländer zu behandeln«. Meine Ansicht geht sogar so weit, zu vermuten, daß Herrn Bekessy nichts erwünschter wäre, als »gegebenenfalls« dieser Gefahr ausgesetzt zu sein, da er, wenn es ihm gelungen war, die Abschiebung seiner Akten nach Ungarn zu erwirken, er wohl auch noch imstande wäre, die Abschiebung seiner Person nach Ungarn zu verhindern, um kreuzfidel hier wie einst Feste zu feiern, Ausflüge zu arrangieren und an den politischen Parteien wie an der mit ihnen verbundenen Finanzwelt zu erpressen. Meine Ansicht geht dahin, daß der Ruf »Hinaus aus Wien mit dem Schuft!« sicherer erfüllt ist, wenn er unser Mitbürger bleibt, und »diese Differenz in der Beurteilung des Wertes zweier Sicherheiten«, von der die Arbeiter—Zeitung spricht, nämlich Herrn Bekessy unter der unverjährbaren Drohung des österreichischen Kriminalen zu halten oder als unbescholtenen Emigranten wiederkehren zu lassen, erachte ich für so erheblich, daß ich in ihrer offenherzigen Darstellung

geradezu den vollgültigen Beweis für die Notwendigkeit meiner »Warnung in letzter Stunde« erblicke. Wie sollte nicht in der bloßen Möglichkeit dieser Alternative ihre ganze Gefahr zu erkennen sein, eben darin gelegen, daß selbst ein rechtschaffener Mann ihre Erwägbarkeit zugibt und bereit ist, den »dunklen Plan von höchster Zweideutigkeit«, für den auch sonst allerlei Anhaltspunkte vorliegen, zu dementieren, ja in das Licht der Harmlosigkeit zu rücken. Daß man faktisch erwogen hat, Herrn Bekessy die Möglichkeit zu schaffen, »gegebenenfalls« als lästiger Ausländer ausgewiesen zu werden, also das ehemals leider Versäumte zur Unzeit nachholen wollte, das scheint nun festzustehen, und eben dieser Gefahr einer kapitalen Dummheit hat mein Aufruf — den ich im äußersten Notfall sprachlich verstärken würde — zunächst entgegengewirkt. Vor seinem Erscheinen — was ich ja im sachlichen Interesse keineswegs mißbilligen kann —, wie auch nachher. Denn er hat seine Wirkung auch insofern bewährt, als die Parteipublizistik, die schon bereit war, den Verlust der Staatsbürgerschaft des Herrn Bekessy mit dem »Opfer des Verzichtes auf eine strafrechtliche Verfolgung« zu erkaufen, nun umgekehrt die Zuständigkeit unserer Justiz als die »einzige nützliche Folge« der unerwünschten Staatsbürgerschaft anerkennt, also jetzt doch den größeren Gewinn mit der Erhaltung des kleineren Übels bezahlen möchte. Mit solcher Erkenntnis, die den Wert zweier Sicherheiten ganz in meinem Sinne abschätzt, sind wir beträchtlich weiter gekommen und ich hege die Zuversicht, daß wir in der Beurteilung der grandiosesten Schmach, die dieses Osterreich jemals über sich ergehen ließ, uns immer besser verstehen werden. Denn wir wissen doch im Herzen, daß ich nicht der Mann bin, »eine grundlose Verdächtigung auszusprechen«, wohl aber einer, der die Prostituirung der reinsten Sache an eine fluchwürdige Geschäftspolitik und damit ihre Auslieferung unter das Joch der Erpressergewalt leidend mitgemacht hat; und einer, der für die Allgemeinheit sprechen konnte und mußte, ohne durch taktische Erwägung gebunden und durch persönliche Unbill befreit zu sein. Doch mein Todfeind wird mir das Zeugnis nicht versagen, daß ich mit der äußersten Achtung vor einmal erkanntem Menschentum selbst die Bindungen einer Parteiligion geachtet habe, die, seinen freien Ausdruck verwehrend, es noch im eigensten Opfer erkennen ließen. Aber mich können sie nicht binden, und selbst dort, wo ich achte, werd ich keinen Fußbreit von der Sache, die ich frei führe, und kein Atom von der Wahrheit, die sie legitimiert, zum Opfer bringen. Ist es unvermeidlich, daß das Unrecht sich auch an mir behaupten möchte, so würde ich, mit dankbarer Achtung vor einer Güte, die lieber selbst es vertritt als es dem skrupelloseren Nachwuchs zu überlassen, diesem als meinem Gegner den Vorzug geben.

---



(Unverkäuflicher Anzeigenraum)

VERLAG „DIE FACKEL“, WIEN

**UNTERGANG DER WELT DURCH SCHWARZE MAGIE**

Broschiert K<sup>ö</sup> 50.—, Leinen K<sup>ö</sup> 60.—

**SITTLICHKEIT UND KRIMINALITÄT**

Broschiert K<sup>ö</sup> 35.—, Leinen K<sup>ö</sup> 43.—

**SPRÜCHE UND WIDERSPRÜCHE**

Broschiert K<sup>ö</sup> 25.—, Leinen K<sup>ö</sup> 33.—

**PRO DOMO ET MUNDO**

Broschiert K<sup>ö</sup> 15.—, Pappband K<sup>ö</sup> 20.—

**NACHTS**

Broschiert K<sup>ö</sup> 25.—, Leinen K<sup>ö</sup> 33.—

**WORTE IN VERSEN I—VIII**

Pappband je K<sup>ö</sup> 20.—, Leinen je K<sup>ö</sup> 24.—

**AUSGEWÄHLTE GEDICHTE**

Kartoniert K<sup>ö</sup> 7.—

**WOLKENKUCKUCKSHEIM**

Phantastisches Versspiel

Broschiert K<sup>ö</sup> 18.—, Leinen K<sup>ö</sup> 25.—

**TRAUMSTÜCK / TRAUMTHEATER**

Pappband K<sup>ö</sup> 14.—, Leinen K<sup>ö</sup> 18.— Pappband K<sup>ö</sup> 14.—, Leinen K<sup>ö</sup> 18.—

**LITERATUR, Magische Operette**

Pappband K<sup>ö</sup> 10.—

**DIE LETZTEN TAGE DER MENSCHHEIT**

Tragödie in fünf Akten mit Vorspiel und Epilog

Broschiert K<sup>ö</sup> 55.—, Leinen K<sup>ö</sup> 70.—

**DIE CHINESISCHE MAUER / WELTGERICHT**

sind vergriffen. — Neuauflagen in Vorbereitung.

Verlag von Richard Lányi

**Nestroy-Bearbeitungen von Karl Kraus**

**DAS NOTWENDIGE UND DAS ÜBERFLÜSSIGE**

Mit einem Vorwort und einer Notenbeilage

Broschiert Rm. —.80

Ein Teil des Ertrags für eine Verwandte des Dichters

**DER KONFUSE ZAUBERER**

Mit einem Vorwort und einer Notenbeilage

Broschiert Rm. 1.50

Der Ertrag für wohltätige Zwecke

(Unverkäuflicher Anzeigenraum)

## VORLESUNGEN

im Architektenvereinsaal

Freitag, 3. Juni, 1/28 Uhr: **Nestroy: Der konfuse Zauberer**,  
bearbeitet von Karl Kraus  
(mit einer neuen Strophe: von den Staatsmännern und der Melancholie)

### Offenbach-Zyklus

Freitag, 17. Juni: **Blaubart**

Dienstag, 21. Juni: **Die Großherzogin von Gerolstein**

Donnerstag, 23. Juni: **Pariser Leben**

Beginn 1/48 Uhr

### Johann Nestroys Sämtliche Werke

Große historisch-kritische Gesamtausgabe in zwölf Bänden  
Herausgegeben von **Fritz Brukner** und **Otto Rommel**  
Band IX soeben erschienen — Kunstverlag Anton Schroll & Co. in Wien

Verlag Jahoda & Siegel, Wien—Leipzig

### Mechtilde Lichnowsky Der Kampf mit dem Fachmann

vergriffen, Neuauflage in Vorbereitung

### Die Vergessenen

Hundert deutsche Gedichte des  
XVII. und XVIII. Jahrhunderts

Ausgewählt von **Heinrich Fischer** Paul Cassirer Verlag Berlin

**Die Zusendung** von Manuskripten, Drucksachen, Ausschnitten, Einladungen, Theater-, Vortrags- und Konzertkarten etc. ist zwecklos und unerwünscht. Eine Prüfung von Manuskripten erfolgt in keinem Falle. Rezensionsexemplare werden verkauft, der Erlös — wie auch eingesandte Porti — einem wohlthätigen Zweck zugeführt. Insbesondere werden die Herausgeber von Zeitschriften ersucht, deren Sendung zu unterlassen. Tausch-, Probe- und Rezensionsexemplare der Fackel oder der Bücher des Verlages der Fackel werden nicht abgegeben. Zuschriften, die das Abonnement oder die Expedition betreffen, sind an den Verlag und nicht an den Herausgeber zu richten.

Inhalt der vorigen Nummer 757—758, April 1927:

Der Reim

»Offenbach-Renaissance«

Eigentümer, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus, Wien  
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III., Hintere Zollamtsstraße 3